

## Duell der Legenden: Blocher gegen Bodenmann

Nummer 40 – 1. Oktober 2015 – 83. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Die Schweiz und die EU

Gefährliche Nähe. *Von Beat Gygi*

**source** ETF-Kompetenz

Für einen exklusiven Fokus auf Exchange Traded Funds, probieren Sie Source. [sourceetf.ch](http://sourceetf.ch)

Die von Source angebotenen Produkte setzen ihr Kapital Risiken aus. Anleger erhalten den ursprünglich investierten Betrag möglicherweise nicht zurück.  
Diese Anzeige wurde von der Source Schweiz GmbH, Kappelergasse 11, 8001 Zürich, herausgegeben. Die Source Schweiz GmbH ist von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) als Vertriebssträger zugelassen und untersteht deren Aufsicht.





## Viel mehr als ein neuer Name. Der neue GLE.

Erleben Sie den Nachfolger der legendären M-Klasse. Der neue GLE beeindruckt mit unübertroffenem Komfort und zahlreichen Neuerungen, zum Beispiel dem Seitenwind-Assistenten und dem optionalen Fahrassistenten-Paket Plus. Der neue GLE ist ebenfalls als PLUG-IN HYBRID erhältlich. [www.mercedes-benz.ch/GLE](http://www.mercedes-benz.ch/GLE)

**Mercedes-Benz**  
Das Beste oder nichts.



## Intern

Bei Politikchef Philipp Gut kam fast ein wenig Wehmut auf, als er in Brig in den SBB-Zug Mailand–Hamburg zustieg. Zuvor hatte er alt Bundesrat Christoph Blocher und den einstigen SP-Präsidenten, Walliser Staatsrat und heutigen Backpacker-Hotelier Peter Bodenmann in dessen Heimatstadt zu einem grossen Streitgespräch getroffen. Zwei so angriffslustige,



**Schlagabtausch:** Bodenmann, Furrer, Blocher.

scharfzüngige, aber auch so witzige und humorvolle Kontrahenten findet man in der jüngeren Politikergeneration kaum mehr. Der Schlagabtausch erinnerte an die hohe Zeit der «Arena» im Schweizer Fernsehen, wo die beiden Widersacher in den 1990ern regelmässig die Klängen kreuzten und für beste Unterhaltung sorgten. Das Gespräch fand im «Schlosshotel» von Art Furrer statt, mit Blick auf den berühmten Stockalperpalast. Die Doyens der Schweizer Politik sprechen über die aktuelle Flüchtlingskrise, die Beziehungen der Schweiz zur EU und die Umsetzung der Einwanderungsinitiative. Sie verraten, wer ihrer Ansicht nach die Wahlen gewinnen wird und wie es bezüglich der Zusammensetzung des Bundesrats weitergehen wird. Sie vergleichen die politische Kultur von gestern und heute und wagen eine Prognose für die Zukunft der Schweiz. Erstaunlich offen debattieren sie schliesslich über das Älterwerden und darüber, wie sie sich den Zustand nach dem Tod vorstellen. Hier sei nur so viel verraten: Auch in diesem Punkt widersprechen sie sich fundamental. **Seite 30**

Als Kulturredaktor Rico Bandle vor einigen Wochen mit Marc Fehlmann, dem Direktor des

Winterthurer Museums Oskar Reinhart, telefonierte, sagte dieser am Ende des Gesprächs: «Morgen wird es eine interessante Mitteilung geben.» Mehr wollte Fehlmann trotz mehrmaligem Nachfragen nicht verraten. Am nächsten Tag ging folgende Meldung über die Nachrichtenticker der Redaktionen: «Marc Fehlmann wird Sammlungsdirektor des Deutschen Historischen Museums in Berlin.» Der Schweizer Kunsthistoriker war zum obersten Hüter der deutschen Geschichte gewählt worden! Bevor er das hohe Amt im Januar 2016 antritt, sorgt Fehlmann noch in Winterthur für Furore: Er hat sich gegen mehrere grössere Museen durchgesetzt und darf erstmals eine Ausstellung mit Meisterwerken aus der Sammlung von alt Bundesrat Christoph Blocher präsentieren. Wer ist dieser Marc Fehlmann? Rico Bandle hat sich mit dem abenteuerlichen Leben des erfolgreichen Museumsdirektors befasst. **Seite 46**

Mit dieser Ausgabe verabschieden wir uns von einer unverwechselbaren Stimme. Daniele Muscionico verlässt nach acht Jahren die *Weltwoche*. In Reportagen und Berichten, vor allem aber in ihrer wöchentlichen Bildkolumne kam die Formulierungskunst der mehrfach preisgekrönten Journalistin zur Geltung. Ihr haben wir wunderbare Einsichten zu verdanken wie: «Zwischen Wahrheit und Wirklichkeit liegen Weltmeere. Und es muss erst ein nächster Kolumbus geboren werden, der Amerika noch einmal mit Indien verwechselte, um den Unterschied dingfest zu machen.» Wir danken der Kollegin herzlich für ihren Einsatz und wünschen ihr für ihre neue Tätigkeit bei der NZZ viel Erfolg. Die Bildkolumne im hinteren Teil des Blattes wird weitergeführt.

*Ihre Weltwoche*



[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail: [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Fabian Gimmi (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** [infoAadextra.ch](mailto:infoAadextra.ch)

**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





TOYOTA

ALWAYS A  
BETTER WAY

# DER NEUE TOYOTA AVENSIS

## BUSINESS CLASS AB CHF 24'900.-\*



AVENSIS TOURING SPORTS  
BEREITS AB CHF 24'900.-  
(INKL. CHF 2'000.- CASH-PRÄMIE)

### LEASING JETZT AB 0,5%



Mit bis zu 1'609 Litern Kofferraumvolumen.



PERFEKTION HAT UNS ZUR NR. 1 GEMACHT

# NR.1

IN QUALITÄT UND ZUVERLÄSSIGKEIT  
IN ERPROBTER SPITZENTECHNOLOGIE - HYBRIDPIONIER  
IN UMWELTFREUNDLICHKEIT  
IN DIENSTLEISTUNG UND KUNDENZUFRIEDENHEIT

Erfahren Sie mehr auf [toyota.ch](http://toyota.ch)

OB SIE ZU EINEM **BUSINESS**-TERMIN UNTERWEGS SIND ODER MIT IHRER **FAMILIE** IN DIE FERIE REISEN – DIE **GROSSZÜGIGEN PLATZVERHÄLTNISSE**, DER **KOMFORT** UND DIE **HOHE SICHERHEIT** DES NEUEN AVENSIS WERDEN SIE BEGEISTERN. **HOCHWERTIGE MATERIALIEN** IM INNENRAUM SOWIE **KRÄFTIGE UND SPARSAME MOTOREN** MACHEN DEN NEUEN AVENSIS ZUM PERFEKTEN BEGLEITER.

TOYOTA HAT PER 1. SEPTEMBER 2015 DIE PREISE GESENKT UND OFFERIERT WEITERHIN ATTRAKTIVE CASH-PRÄMIEN!

TOYOTA.CH

\* Empf. Netto-Verkaufspreis nach Abzug der Cash-Prämie, inkl. MwSt. Avensis Touring Sports Terra 1.8 M/T, 108 kW, CHF 26'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'000.- = CHF 24'900.-, Ø Verbr. 6,1/100 km, Ø CO<sub>2</sub> 140 g/km, En.-Eff. D. Abgeb. Fahrzeug: Avensis Touring Sports Swiss Trend, 2.0 Multidrive S, 5-Türer, 112 kW (152 PS), CHF 40'900.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'000.- = CHF 38'900.-, Ø Verbr. 6,4/100 km, Ø CO<sub>2</sub> 148 g/km, En.-Eff. E. Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immat. Fahrzeugmodelle: 144 g/km. Leasingkonditionen: Eff. Jahreszins 0,5%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 15%, Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Die Listenpreisanpassungen sind gültig für Vertragsabschlüsse ab 1. September 2015. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse ab 1. September 2015 bis 31. Oktober 2015 oder bis auf Widerruf. Abbildungen zeigen aufpreispflichtige Optionen.

# EU versus CH

Fakten und Facetten zu unseren bilateralen Verträgen mit Europa. *Von Roger Köppel*

Nein, es droht kein Absturz in die Einsamkeit.

Die Schweiz hat 283 Verträge mit der Europäischen Union. Schlimmstenfalls sechs davon sind bedroht, wenn die EU aufgrund der Masseneinwanderungsinitiative die Bilateralen I kündigt. Keiner dieser sechs Verträge ist lebenswichtig für die Schweiz. Aber das Landverkehrsabkommen, das die Durchfahrt durch den Gotthard zu günstigen Konditionen regelt, ist für Deutschland und Italien spielentscheidend.

Die FDP – Achtung, es kommt jetzt eine kritische Bemerkung – behauptet in Inseraten, unsere europäischen Exportmärkte würden wegbrechen, wenn die Schweiz, wie vom Volk gewünscht, die Masseneinwanderungsinitiative umsetzte. Die Freisinnigen wollen uns mit ihren Vektorzeichnungen Angst einjagen.

Das ist intellektueller Unfug. Vier Fünftel unseres Exportvolumens nach Europa sind durch die multilateralen Vereinbarungen im Rahmen der Welthandelsorganisation (WTO) abgesichert. Nehmen wir das Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und der Europäischen Gemeinschaft (EG) aus dem Jahr 1973 hinzu, sind es neun Zehntel. Nichts davon bricht weg, wenn die EU die Bilateralen I versenkt.

Niemand ist für Konfrontation mit Europa, aber die Bilateralisten sehen vor lauter EU die Welt nicht mehr. Der Schweizer Exportanteil in Bezug auf die EU betrug 2002, also zu Beginn der Bilateralen, 63 Prozent. Heute sind es 54 Prozent. Trotz der angeblich lebenswichtigen bilateralen Verträge wachsen die Exporte in die EU langsamer als zuvor. Die Bedeutung aussereuropäischer Exportmärkte wächst. Gut so. Die Schweiz ist global, nicht nur regional unterwegs.

Die angeblich segensreiche Wirkung der Bilateralen wird ideologisch übertrieben. Seit Einführung der Personenfreizügigkeit 2007 bleibt das Bruttoinlandprodukt pro Kopf wachstumsfrei konstant. 2008 betrug es 77 783 Franken, 2009 75 501 Franken, derzeit liegen wir bei 78 539 Franken. Der Wohlstand pro Kopf hat sich kaum erhöht, obschon die Nettozuwanderung von 80 000 Personen jährlich die Schweiz angeblich reicher macht. Es stimmt einfach nicht.

Die Personenfreizügigkeit bringt mehr Arbeitslose in die Schweiz. In den Nachkriegsjahrzehnten hatten wir Vollbeschäftigung (ohne Personenfreizügigkeit). Trotz guter Wirtschaftslage sieht es heute anders aus. Die Arbeitslosenrate liegt zwischen 3 und 4 Pro-



*Man muss heute in Bern das Kleingedruckte lesen.*

zent. Die Ausländer allein verzeichnen eine solche von 7 Prozent Arbeitslose, bei den Rumänen und Bulgaren liegen wir bei 14 Prozent.

Die Personenfreizügigkeit ist ein Verlustgeschäft für die Sozialwerke: Die EU-/Efta-Angehörigen zahlen 25 Prozent der Leistungen in die Arbeitslosenstellen ein und beziehen 31 Prozent. Die Schweizer kommen für 70 Prozent der Einnahmen in der Arbeitslosenversicherung (ALV) auf und beanspruchen nur 54 Prozent der Leistungen. Die in der Schweiz lebenden EU- und Efta-Europäer sind auch als Sozialhilfeempfänger voraus mit einer Sozialhilfequote von 3,2 Prozent gegenüber einer solchen von 2,2 Prozent bei den Schweizern. Würde man die Deutschen aus den Statistiken herausrechnen, sähe es noch krasser aus.



FDP und Wirtschaftsverbände verschweigen im Wahlkampf andere interessante Zahlen. Das vielbeschworene «Jobwunder» der Personenfreizügigkeit war keines. 64 Prozent aller neuen Stellen der letzten Jahre sind Staatsstellen. Das Gesundheitswesen wächst rasant, Industrie und Bau sind rückläufig. Bildung, öffentliche Verwaltung und öffentlicher Verkehr sind Job-Magnete, auf Kosten der Steuerzahler. Seit 2009 nimmt die Qualität der Zuwanderung aus Europa ab. Mittlerweile beträgt der Anteil der Einwanderer, die jährlich über 100 000 Franken verdienen, im Kanton Zürich noch 15 Prozent. Es kommen nicht nur Professoren, Topmanager und Unternehmer in die Schweiz.

Entweder man hat einen Sozialstaat oder offene Grenzen. Beides zusammen geht nicht. Es ist unwahrscheinlich, dass die Schweiz ihre Sozialleistungen herunterfährt, um aufnahmefähiger für Ausländer zu werden. Das Gegenteil ist der Fall. Die Personenfreizügigkeit brachte einen derartigen Regulierungs- und Gesetzeschub, dass sich die Linken in die Personenfreizügigkeit verliebten. Sie kämpfen für die Masseneinwanderung, damit sie einen Hebel haben für die Sozialisierung unseres Arbeitsmarkts.

Der ehemalige Schweizer Literaturprofessor Peter von Matt bezeichnete in einem Interview alle Schweizer, die sich vor einem zu grossen EU-Einfluss fürchten, als geisteskrank. Das ist ziemlich präzise die arrogante Einstellung, mit der sich auch die politische Mehrheit in Bundesbern regelmässig über den Volkswillen erhebt. Man ist für die Demokratie, solange sie die gewünschten Ergebnisse liefert. Unlieb-same Regungen des Volkswillens werden als «populistisch», als «nicht umsetzbar», als «unverhältnismässig» oder als «nicht völkerrechtskonform» bezeichnet.

Im Namen der Menschenrechte wird das Menschenrecht auf Selbstbestimmung ausgehebelt.

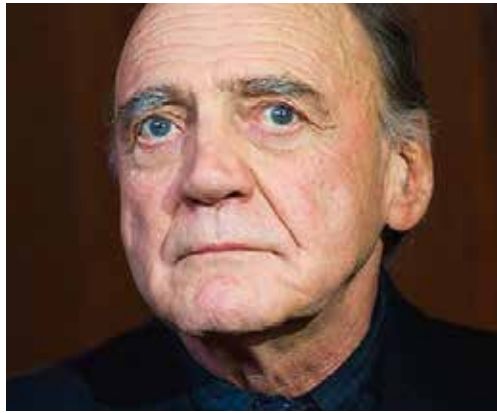
Der Schweiz geht es besser, weil sie nicht in der EU ist. Dieser Einsicht pflichten mittlerweile rund 90 Prozent unserer Stimmberechtigten bei. Niemand käme auf die Idee, die funktionierende Schweiz institutionell enger anzubinden an die institutionell serbelnde EU. Der Schweiz geht es besser, weil die Bürgerinnen und Bürger das Sagen haben.

«Bilateral» ist gut, aber man muss wissen, was drinsteckt, wo «bilateral» draufsteht. Der Bundesrat will die Schweiz «bilateral» der EU unterordnen: Automatische Rechtsübernahme und fremde Richter sind das Ziel. Die Unterwerfung wird in «institutionelle Anbindung» umbenannt und bedeutet Verlust an Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Man muss heute in Bern das Kleingedruckte lesen.

Das sind keine Hirngespinnste. Das ist die offizielle Politik unseres freisinnigen Aussen-departements. Schweizer, die sich vor dieser Aussicht fürchten, sind nicht geisteskrank, sondern klüger als der Bundesrat.



*Stolz auf Russland:* Wladimir Putin. Seite 52



*MvH trifft:* Schauspieler Bruno Ganz. Seite 74



*Spätzünderin:* Allison Janney. Seite 60



*Herzensangelegenheit:* Marc Fehlmann. Seite 46

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 11 Kommentar Bundesamt in der Weltpresse
- 11 Im Auge König Felipe VI., Interviewpartner
- 12 Flüchtlingskrise Krieg im Heim
- 12 Wahlen Fremdgehen!
- 13 Gesellschaft Weltoffene Jugend
- 13 Schweiz Das Unia-Kartell
- 14 Personenkontrolle Bosshard, Peters, Aeschi, Hotz, Huber-Hotz, Stöckli, Gygi, Weibel, Esseiva, Egerszegi etc.
- 15 Nachrufe Ali Salem, Yogi Berra
- 16 **Gefährliche Nähe: Die Schweiz und die EU**  
Ein nüchterner Blick auf die Bilateralen
- 20 Bilaterale Wirtschaftsprofessor Reiner Eichenberger
- 22 Die Deutschen Im freien Fall
- 22 Wirtschaft Nervöse Zuckungen
- 23 Ausland «Bei Bei» statt «Ping Ping»
- 24 Mörgeli Niemand darf nicht zustimmen
- 24 Bodenmann Johannes der Redner
- 25 Medien Slalom durch das Volksempfinden
- 25 Gesellschaft Der Mitch
- 26 **Hymne auf den Diesel**  
Das zu Unrecht in Verruf geratene Antriebssystem
- 28 Darf man das? / Leserbriefe/ Einspruch

## Hintergrund

- 30 **Duell: Blocher gegen Bodenmann**  
Die grossen Parteienker im Streitgespräch
- 36 **Frau Mohammad wird Schweizerin**  
Eine pakistanische Familie erzwingt ihre Einbürgerung
- 38 **Verwilderung des Rechtsstaats**  
Neue Vorwürfe gegen die Fifa und Präsident Sepp Blatter
- 40 **Blinder Fleck in der Genossenkammer**  
Persönliche Verstrickungen von drei SP-Richtern
- 44 **«Die Mieter sind in der Überzahl»**  
HEV-Präsident Hans Egloff über Wohnen und Politik
- 46 **Anker zum Abschied**  
Museumsdirektor Marc Fehlmann und Blochers Sammlung
- 49 **Gesundheitswesen Asylanten als Alibipfleger**
- 50 **Im komfortablen Elend**  
Professor Jakob Tanner widerlegt sich gleich selbst
- 52 **«Wir wissen alles»**  
Wladimir Putins Interview im Fernsehsender CBS
- 56 **Vom Klassenprimus zum Raubein**  
Deutschland stösst Europa vor den Kopf



Hello Tomorrow Emirates

# Geniessen Sie die kulinarischen Highlights der Welt

Erleben Sie regional inspirierte Gourmet-Küche. Unsere landestypisch angeregten Menüs werden sorgfältig mit frischen und lokalen Zutaten hergestellt. Entspannen Sie sich und geniessen Sie Gerichte, welche die Leute ins Gespräch bringen.

[emirates.ch](http://emirates.ch)

**Kostenloses WLAN in ausgewählten Flugzeugen ♦ Bis zu 2'000 Unterhaltungskanäle**

Fliegen Sie mit Emirates täglich zweimal ab Zürich und einmal ab Genf via Dubai zu über 140 Destinationen weltweit. Für weitere Informationen besuchen Sie bitte [emirates.ch](http://emirates.ch) oder wenden Sie sich an Emirates unter Telefon 0844 111 555 oder an Ihr Reisebüro.



*Duell der Legenden: Peter Bodenmann, Christoph Blocher. Seite 30*

## Interview

### 30 «Alle haben Angst vor der SVP»

Christoph Blocher (SVP) und Peter Bodenmann (SP) streiten über Flüchtlinge, die Bilateralen und Karl Marx und ziehen die Bilanz über ihr Politikerleben

## Stil & Kultur

### 58 Stil & Kultur Carte blanche

### 60 Bestseller

### 60 Die Spätzünderin

Allison Janney gehört zu den interessantesten Schauspielerinnen Amerikas

### 62 Lust, die eigene Kultur auszulöschen

Jean Raspail hat 1973 den Flüchtlingsnotstand von heute vorweggenommen

### 66 Die drei Gegenwart Pompejis

Nirgends wird eine ferne Epoche so spürbar wie in Pompeji

### 68 Top 10

### 68 Kino «Der Staat gegen Fritz Bauer»

### 69 Jazz Maria Schneider Orchestra

### 70 Namen Metamorphose eines Bordells

### 71 Hochzeit Tanja Quispe und Robin Bosshard

### 71 Thiel Richtig falsch

### 72 Wein Mouton Noir Wines, Oregon, USA: O. P. P. 2013

### 72 Zu Tisch Was bringt die kulinarische Zukunft?

### 73 Auto Nissan GT-R Track Edition

### 74 MvH trifft Bruno Ganz, Schauspieler

## Autoren in dieser Ausgabe

### Christopher Onder



Der Professor an der ETH Zürich ist ein weltweit anerkannter Experte auf dem Gebiet der Motorentechnik. Er erklärt, warum der durch die VW-Affäre in negative Schlagzeilen geratene Dieselmotor weitaus besser ist als sein Ruf. Seite 26

### Matthias Matussek



Der Journalist und Autor mehrerer Bestseller schreibt über das vergessene Buch «Das Heerlager der Heiligen» des französischen Schriftstellers Jean Raspail aus dem Jahr 1973. Es nimmt auf erschreckende Weise die Ereignisse der heutigen Flüchtlingsproblematik vorweg. Seite 62

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHEN



«Unser Haus muss mit  
Veränderungen mitziehen  
können.»

*Sorg für dich.*



Die Ansprüche an Wohneigentum können sich im Verlauf der Zeit ändern. Deshalb ist es wichtig, flexibel zu bleiben. Zum Beispiel mit einer nachhaltigen Finanzierung, Massnahmen zum Werterhalt, Umbau oder Verkauf. Nutzen Sie die Erfahrung unserer Experten. Mehr auf [swisslife.ch](http://swisslife.ch)



**SwissLife**  
So fängt Zukunft an.

In letzter Zeit  
sagt man mir oft,  
wie jung ich  
noch aussehe.

Älter werden fängt früher an,  
als man meint.

**Jetzt gemeinsam Vorsorge planen.**



Mehr auf:  
[ubs.com/  
vorsorge](https://ubs.com/vorsorge)

# Bundesamt in der Weltpresse

Von Alex Reichmuth — Nach dem VW-Skandal kündigte der Bund ein Verkaufsverbot an und sorgte für viel Aufruhr. War das nötig?



«Ruhig Blut»: Astra-Chef Röthlisberger.

Das gleichzeitig der deutsche *Spiegel*, der britische Rundfunk BBC, die amerikanische CNBC und der arabische Sender Al-Dschasira über die Schweiz berichten, kommt selten vor. Am letzten Wochenende waren aber nicht Banken oder Schwarzkonten Anlass dafür, sondern das biedere Bundesamt für Strassen (Astra). Am Freitag hatte es mitgeteilt, dass in der Schweiz rund 180 000 Fahrzeuge aus dem Volkswagen-Konzern von den Abgasmanipulationen betroffen sein könnten. «Als Sofortmassnahme» werde den entsprechenden Fahrzeugmodellen die Typengenehmigung entzogen – so lange, bis Klarheit über das Problem bestehe. Das machte Schlagzeilen, war doch das Verkaufsverbot der Schweiz, als das man die Ankündigung verstehen musste, weltweit einzigartig. In der Astra-Mitteilung wurde weiter darauf hingewiesen, bereits in Verkehr gesetzte Fahrzeuge seien von der Verfügung des Bundes nicht betroffen und dürften «weiter zirkulieren». Von Weiterverkaufen war nicht die Rede, also musste man annehmen, dass auch der Handel mit allen verdächtigen Occasionsfahrzeugen verboten war.

Am Wochenende vergrösserte ein Astra-Sprecher das Kommunikationschaos noch. «Wir können den Fahrzeugverkauf gar nicht verbieten», sagte dieser gegenüber der *NZZ am Sonntag*, mit Blick auf Occasionsfahrzeuge. Das

war richtig, aber der Bund kann verhindern, dass verkaufte Autos auf den Käufer eingelöst werden können. Niemand will jedoch ein Auto kaufen, mit dem er nicht fahren darf. Also schrieben die Zeitungen, das Verkaufsverbot gelte auch für private Autobesitzer.

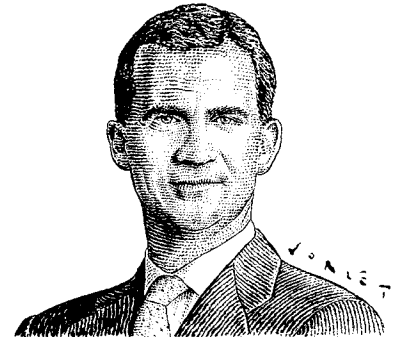
Am Montag wartete man dann auf den Wortlaut der Verfügung, die das Astra für diesen Tag angekündigt hatte. Vergebens. Am Abend verschickte das Amt eine Mitteilung. Titel: «Aktueller Stand». Aktueller Stand war, dass die Verfügung nun am Mittwoch kommen sollte. Diese werde noch nicht zugelassene Fahrzeuge und Occasionen aus dem Ausland betreffen, hiess es weiter, nicht aber bereits in der Schweiz zugelassene Autos. «Diese dürfen weiter verkehren oder als Occasionen gehandelt werden.» Also doch kein Verkaufsstopp für Gebrauchtwagen in der Schweiz. Das Astra korrigierte auch die Zahl der potenziell betroffenen Fahrzeuge und sprach nun von 130 000 statt von 180 000 Autos. Der VW-Generalimporteur Amag hatte einige Stunden vorher bekanntgegeben, in der Schweiz seien 128 802 Fahrzeuge im Verkehr, die von den Abgasmanipulationen betroffen sein könnten.

## Gewiefter Schachzug?

Gegenüber der *Weltwoche* verteidigt Astra-Chef Jürg Röthlisberger das Vorgehen seines Amts. «Ruhig Blut bewahren» soll dabei die Devise gewesen sein – man staunt. Mit der frühzeitigen Ankündigung, 180 000 Fahrzeugen die Typengenehmigung zu entziehen, habe das Astra bewusst den «Druck auf die Importeure» hoch halten wollen, so Röthlisberger. Im Dienste der Konsumenten, der Umwelt und der Gesundheit. Und das mit Erfolg: Amag habe reagiert und das Datenmaterial geliefert, das der Bund zur Bewältigung der VW-Affäre benötige. Glaubt man Röthlisberger, gelang dem Astra also ein gewiefter Schachzug. Den Verdacht, hinter dem Vorpreschen des Astra könnte eine gewisse Autofeindlichkeit stehen, weist der Amtschef dezidiert zurück.

Die konkrete Verfügung des Bundes war bei Redaktionsschluss noch nicht bekannt. Jürg Röthlisberger liess am Dienstag aber durchblicken, dass diese den Verkauf von einigen wenigen Tausend Neufahrzeugen und ausländischen Occasionen verbietet, die bei den Händlern und im nahen Ausland für den Import bereitstehen. Der bürokratische Berg hat eine Maus geboren.

# Unter Duz-Menschen



König Felipe VI., Interviewpartner.

Es schmeichelt die 18-jährige Verkäuferin in der Kleiderboutique umgangssprachlich grenzwertig der 70-jährigen Oma: «Steht dir richtig gut!» Es gibt Orte, wo das Siezen fast peinlich ist. Etwa im Fernsehstudio. Da sammeln ranschmeisserische Talker das Du von Promis und Politikern ein wie bei Karl May die Indianerhäuptlinge den Skalp ihrer Feinde. Irgendeinmal – als der Freiherr Knigge, der 1788 seine Anstandsregeln «Über den Umgang mit Menschen» veröffentlicht hatte, längst nicht mehr lebte – war die Anrede mit «Sie» für Jugendliche eine Art Eintrittskarte ins Erwachsenenleben gewesen. Mittlerweile reden sich sogar Staatenlenker mit «Angela», «Barack» und «François» an, was etwas missverständlich ist, denn das englische «you» kann bekanntlich sowohl «Sie» wie «du» bedeuten. Aber die junge Reporterin Maria Victoria Albertos sagte eindeutig «tú» zu dem Mann vor laufender TV-Kamera. Ihr Gesprächspartner war der spanische König Felipe VI., 47, und die Interviewerin keine katalonische Separatistin, die den rey herabwürdigen wollte. Dass sich die Frage um Basketball drehte und die Sportwelt eine einzige Duz-Familie bildet, machte die Sache auch nicht hoffähig. (Anzumerken wäre, dass etwa ein Meistertrainer wie der strenge Holländer Louis van Gaal von Manchester United sich nicht nur von seinen Kickern, sondern sogar von den eigenen Töchtern siezen lässt.) Es gab also einen ziemlichen Aufruhr, eine Wertedebatte, die zurückführte bis ins alte Rom, wo der Imperator vom Bürger geduzt wurde – obwohl Maria Victoria, über Kopfhörer von der Regie verwahrt, die Frage mit einem respektvollen «Sie» beendet hatte.

Dann wandte sich die mediale Aufmerksamkeit mehr dem Aussehen des Königs zu. Er sah nach den Sommerferien völlig verwandelt aus, verjüngt, ohne Bart. Den Anrede-Ausrutscher verzieh er Maria Victoria mit einem charmannten Lächeln. Er ist mit einer Fernsehmoderatorin verheiratet, die ihn interviewt hatte. Königin Letizia war damals noch anderweitig verheiratet, und sie konnten sich nur heimlich duzen.

Peter Hartmann

# Krieg im Heim

Von Alex Reichmuth — In Deutschland gehen Asylanten aufeinander los.

In deutschen Flüchtlingsunterkünften ging es in den letzten Tagen zur Sache. Letzten Donnerstag kämpften in Leipzig Hunderte von Syrern und Afghanen gegeneinander – mit Latten, Tischbeinen und Bettgestellen. Am Sonntag gingen im hessischen Kassel 300 Albaner mit Stöcken auf 70 Pakistaner los. In den Asylunterkünften häufen sich zudem Übergriffe von Muslimen auf Christen. «Sie behandeln mich wie ein Tier. Und drohen, mich zu töten», zitierte die Zeitung *Die Welt* einen christlichen Migrant aus dem Iran. Ein Syrer berichtete, Bewohner seiner Unterkunft brüllten Koranverse, «die der IS schreit, bevor sie den Menschen die Köpfe abschneiden».

Bislang hatten deutsche Politiker und Medienschaffende suggeriert, es drängten friedfertige Flüchtlinge ins Land. Doch nun sieht sich das Land mit brutalen Konflikten zwischen Ethnien und Religionsgruppen und «knallharten kriminellen Strukturen» (Polizeigewerkschafts-Chef Rainer Wendt) konfrontiert. Man scheint sich ob der Auseinandersetzungen verwundert die Augen zu reiben. «Der Islam gehört zu Deutschland, Islamismus dagegen eindeutig nicht», schwadronierte Cem Özdemir, Vorsitzender der Grünen. Die stellvertretende CDU-Vorsitzende Julia Klöckner forderte, Asylsuchenden eine «Gebrauchsanleitung für Deutschland» in die Hand zu geben, damit diese «unsere Leitlinien» erfahren. Der frühere Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) zeigte sich «traurig, dass eine Unterbringung der Flüchtlinge getrennt nach Herkunftsregion offensichtlich nötig ist». Die Gewerkschaft der Polizei forderte eine nach Religion getrennte Unterbringung. Eine Trennung von Männern und Familien wird wohl ebenso nötig, denn laut Presseberichten gibt es in Asylheimen sexuelle Übergriffe auf Frauen und Kinder.

Derweil strömen die Migranten weiter ungebremst über die Balkanroute nach Deutschland. Seit Kanzlerin Angela Merkel trotzig «Wir schaffen das!» verkündet hatte, kamen gemäss der *Bild*-Zeitung innerhalb von nur drei Wochen 230 000 Migranten an – zwei Drittel von ihnen nach der Verhängung von Grenzkontrollen. Bundespräsident Joachim Gauck wies vor einigen Tagen darauf hin, die Ankunft so vieler Flüchtlinge sei ein epochales Ereignis für Deutschland, «dessen Ausmass und Tragweite wir noch schwer erfassen können». Wo er recht hat, hat er recht.

# Fremdgehen!

Von Markus Schär — Es kann sich am 18. Oktober lohnen, nicht nur für die Partei der Wahl, sondern auch für Kandidaten anderer Listen zu stimmen. Plädoyer für das Panaschieren.



Einige Sätze meines Lehrers für Deutsch und Geschichte in der Kantonsschule kann ich noch vierzig Jahre nach der Matur rezitieren. «Panaschieren Sie nicht!», riet er uns etwa mit seiner Autorität als freisinniger Vizestadtammann von Frauenfeld: «Die guten Leute setzen sich auf ihrer Liste ohnehin durch. Wenn Sie für sie stimmen, sorgen Sie nur dafür, dass die Partei eventuell einen Sitz gewinnt – und dass er jemandem zufällt, den Sie niemals wählen wollten.»

Mein verehrter Lehrer lag natürlich auch damit richtig. Und doch hielt ich mich nicht an seinen Rat. Ich schrieb auf meinen Wahlzettel einen Kandidaten von einer Partei, deren Liste ich bisher immer dem Papierkorb anvertraut hatte. Damit gehe ich zwar das kleine Risiko ein, dass diese Partei aufgrund meiner zwei Stimmen einen Sitz dazugewinnt, noch dazu allenfalls für einen Kandidaten, der meinen Adrenalinspiegel hochjagt. Aber ich setze auf die kleine Chance, dass mein Favorit diesen Kandidaten mit meinen beiden Stimmen schlägt.

Panaschieren Sie also ungeniert – andere tun es sehr erfolgreich. Vor allem Minderheiten wie die Evangelikalen, die sich über alle Parteigrenzen hinweg unterstützen: Wer eine Karriere anstrebt, lässt sich deshalb besser nicht von der EDU aufstellen, sondern von einer Volkspartei wie der SVP; die zusätzlichen Stimmen von Gläubigen, die andere Listen wählen, können für den entscheidenden Vorsprung sorgen.

## Für gute Rahmenbedingungen

Das Panaschieren führt denn auch dazu, dass eine kleine radikale Minderheit das Parlament in Angst und Schrecken versetzen kann: die Bauern. Weil sie ungeachtet des Parteietiketts füreinander stimmen, sitzen sie weit übervertreten im Nationalrat. So stellen sie in der Waadt alle vier SVP-Nationalräte; der Erstplatzierte, Guy Parmelin, holte fast ein Drittel seiner Stimmen von anderen Listen. Gleich kumuliert hilft dieser Effekt dem strenggläubigen Bergbauern Erich von Siebenthal aus Saanen BE: Ohne dass er im Bundeshaus einen Strick zerrissen hatte, schaffte er es vor vier Jahren bei der SVP Bern auf den dritten Platz, dank 14 000 seiner insgesamt 109 000 Stimmen von ausserhalb der Partei.

Gegen die organisierten Minderheiten, die dank dem Panaschieren zu viel Gewicht be-

kommen, muss sich die fragmentierte Mehrheit mit demselben Mittel wehren. Das heisst: Nehmen Sie die Liste Ihrer Wahl, streichen Sie lustvoll alle Interessenvertreter, die dank ihrer Lobbys Stimmen quer durch die politische Landschaft machen, und schreiben Sie dafür Kandidierende von anderen Listen auf, die sich einfach um gute Rahmenbedingungen kümmern, weil sie diese für ihren eigenen Erfolg brauchen – sprich: Unternehmer.

Wie es derzeit aussieht, wählt das Volk am 18. Oktober eine Mitte-rechts-Mehrheit – zumindest was das Parteiprogramm angeht. Diese Mehrheit setzt sich aber nur durch, wenn die Wähler, vor allem bei FDP und CVP, die richtigen Leute nach Bern schicken. Es kommt darauf an, ob die FDP Zürich vom standfesten Gewerbeverbanddirektor Hans-Ulrich Bigler oder von der biegsamen Handelskammer-Funktionärin Regine Sauter vertreten wird, die CVP Aargau von Marianne Binder, die für einen starken Wirtschaftsstandort kämpft, oder von Ralf Bucher, der um Subventionen für Landwirtschaft und Alternativenergie buhlt.

In solchen Fällen kann die wohlüberlegte Panaschierstimme für den entscheidenden Unterschied sorgen. Darum habe ich den Rat meines verehrten Lehrers missachtet und bei der zehnten Nationalratswahl zum ersten Mal für einen CVP-Mann gestimmt.



Entscheidender Unterschied: Guy Parmelin (SVP).

# Weltoffene Jugend

Von Philipp Gut — Junge Schweizer wählen SVP und haben ein Herz für andere Kulturen. Das zeigt eine grossangelegte Umfrage bei über 40 000 Männern und Frauen.



Diffuse Ängste? Ach was.

Die Autoren halten mit der Bedeutung ihrer Studie nicht zurück: Es handle sich um «die vollständigste Befragung über die sprachlichen und (inter-)kulturellen Kompetenzen der jungen Schweizerinnen und Schweizer und über ihre Einstellungen zur sprachlichen und kulturellen Vielfalt, die bis heute je realisiert worden ist». Konkret wurden in den Jahren 2008 und 2009 über 41 000 junge Männer bei der Aushebung befragt, dazu mehr als 1500 junge Frauen.

Thema war also die Haltung der jungen Schweizer gegenüber den Fremden und dem Fremden. Schlagzeilen machten aber vor allem die politischen Vorlieben der Befragten: 33 Prozent der Männer sprachen sich für die SVP aus, in der Deutschschweiz waren es sogar 36 Prozent. Als zweitstärkste Partei folgte – weit abgeschlagen – die SP mit 11 Prozent. Auch bei den jungen Frauen ist die SVP die beliebteste Partei.

Der wissenschaftliche Leiter der Befragungen, Karl W. Haltiner, erklärte die Spitzenposition der Volkspartei im *Tages-Anzeiger* mit «Ängsten» angesichts von Zuwanderung und Globalisierung. Das ist ein vor allem bei Politologen und politischen Gegnern verbreitetes Erklärungsmuster. Doch trifft es auch zu?

Pikanterweise liefert die umfangreiche Erhebung keinen Hinweis in diese Richtung, ganz im Gegenteil. Die jungen Erwachsenen, die sich in ihrer grossen Mehrheit zur SVP bekennen,

präsentieren sich als weltoffen und differenziert im Umgang mit den Fremden. Dazu ein paar Zahlen: 98 Prozent von ihnen waren schon im Ausland. Bloss 6 Prozent beherrschen nur eine Sprache. Über die Hälfte sprechen drei Sprachen, ein Viertel sogar vier.

Auch bei den Fragen zur Akzeptanz von «kulturellem Anderssein» ist keine Spur von Fremdenfeindlichkeit spürbar. Fremde Sprachen und Gewohnheiten oder fremde Bräuche und Traditionen im privaten Bereich würden «problemlos» akzeptiert. Hingegen seien die jungen Schweizer nicht gewillt, «das Nichteinhalten gewisser Normen» zu akzeptieren. Dies sei dann der Fall, wenn es um Grundwerte gehe, die nicht verhandelbar seien. Dazu gehörten laut der Umfrage die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau oder die Meinungsfreiheit.

Fazit: Die zur SVP neigende Jugend hat einen differenzierten Blick auf die multikulturelle Realität. Sie orientiert sich an den Errungenschaften des liberalen Rechtsstaats: Wer dessen Vorgaben einhält, ist willkommen. Kulturelle Differenz ist erwünscht, solange sie nicht selbst in Intoleranz umschlägt. Diffuse Ängste? Ach was. Die Jugend urteilt offensichtlich nach vernünftigen Kriterien. Sie hat die gesellschaftspolitische Reifeprüfung souverän bestanden. «Massnahmen», wie sie die Wissenschaftler fordern, drängen sich keine auf.

# Das Unia-Kartell

Von Alex Baur — Statt Arbeiter zu vertreten, mischt die Gewerkschaft bei Grossaufträgen mit.

Fachstelle Risikoanalyse» hört sich harmlos an. Konkret geht es darum, dass die Gewerkschaft Unia Bauunternehmen im Hinblick auf sogenanntes Lohndumping durchleuchtet und benotet. Grün heisst gut, Gelb zweifelhaft, Rot schlecht – aufgrund der Wertung sollen Generalbauunternehmer wie Allreal oder Implania entscheiden, ob sie einer Bude einen Auftrag vergeben oder eben nicht.

Hinter dem banalen Rating versteckt sich ein brandgefährliches Machtinstrument, mit dem die umtriebige Unia jeden Bewerber aus dem Markt werfen kann. Denn kein Generalbauunternehmer wird das Risiko eingehen, einem Bewerber entgegen dem «Rat» der aggressiven Kampftruppe Aufträge zu erteilen. Er riskiert damit Diffamierungskampagnen und Streiks, die Millionenschäden anrichten.

Wie skrupellos die Gewerkschaft gegen Bauunternehmer vorgeht, die sich ihrem Diktat nicht unterwerfen, hat sie schon oft demonstriert. Die medial inszenierten Spektakel und Blockaden etwa in der Zürcher City (Zara, SBB) oder in Basel (Roche-Turm) endeten jeweils mit Ablasszahlungen in Millionenhöhe, ohne dass auch nur ein einziger Fall von Lohndumping je rechtsgültig bewiesen worden wäre. Gerade für kleinere Unternehmen sind solche Aktionen ruinös, egal, ob die Anschuldigungen der Unia wahr oder erfunden sind.

Genau hier liegt das Problem: Bei ihren Risikoanalysen setzen die Unia-Sheriffs nicht etwa Baufirmen auf den Index, die rechtskräftig verurteilt worden wären, weil sie ihre Arbeiter nicht ordentlich bezahlt hätten; eine Beschuldigung der Unia reicht dazu aus. Der Willkür werden damit Tür und Tor geöffnet, die Korruption wird geradewegs provoziert. So warnt der Zürcher Rechtsprofessor Urs Saxer in einem Gutachten eindringlich vor der Doppelrolle der Gewerkschaft, die sich als Anwalt, Ankläger und Richter in Personalunion aufspielt.

Während die Allreal bereits eingeknickt ist und von Bewerbern das Unia-Plazet fordert, hat der Baumeisterverband die Gefahr erkannt und sich standhaft gegen das Diktat der Gewerkschaft gewehrt. Die Frage ist, wie lange die Arbeitgeber durchhalten. Für viele Unternehmer hat ein Kartell unter dem Schild der Unia auch etwas Verlockendes. Wer sich der Unia unterordnet, die sich neuerdings die teuersten Wirtschaftsanwälte von Zürich leistet, kann unliebsame Konkurrenten aus dem Markt werfen. Darum, und nur darum, geht es: um Macht und Milliardenaufträge.

## Personenkontrolle

**Bosshard, Peters,  
Spiess-Hegglin, Hürlimann,  
Kaiser, Meier, Aeschi, Hotz,  
Huber-Hotz, Stöckli, Gygi,  
Weibel, Esseiva, Egerszegi,  
Corbyn, Stiglitz, Piketty,  
Schulz, Binder, Brunner**

Wegen der mutmasslichen Fehlleistungen von Arzt D. am See-Spital Horgen laufen bereits Untersuchungen der Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich und mehrerer Krankenversicherer. Nun wird es für den inzwischen entlassenen Leiter der Schmerzlinik am Spital noch enger. Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) hat Anfang dieser Woche Strafanzeige gegen Arzt D. eingereicht. Ungemütlich wird es aber auch für die Spitalleitung und **Walter Bosshard**, Präsident der Spitalstiftung. Wie BAG-Vizedirektor **Oliver Peters** bestätigt, richtet sich die Strafanzeige nämlich auch gegen allfällige weitere Personen, die für die Fehlleistungen wie fehlende Patientendokumentationen und Falschabrechnungen verantwortlich sind. Wie die *Weltwoche* berichtete, haben Ärzte die Spitalleitung und Bosshard bereits vor Jahren auf die mutmasslich unzulässigen Methoden von D. aufmerksam gemacht. Trotzdem liess ihn das Spital gewähren. Vor einem Monat haben Belegärzte Bosshards Rücktritt gefordert. Gemäss Peters führten «starke Hinweise auf widerrechtliche Handlungen» am See-Spital zur Strafanzeige durch das BAG. (are)

Der «Zuger Sexskandal» mit den Hauptbeteiligten **Jolanda Spiess-Hegglin** (Grün-Alternative) und dem von ihr gemäss Staatsanwaltschaft zu Unrecht beschuldigten **Markus Hürlimann** (SVP) wird in der lokalen Presse nach wie vor erstaunlich selektiv behandelt. Nachdem die *Weltwoche* in der letzten Ausgabe aus den Ermittlungsprotokollen zitiert hatte, die Hürlimann «endgültig» entlasten, berichtete die *Neue Zuger Zeitung* mit keinem Wort über die spektakuläre Wende des Falls. Die Zuger Leser mussten sich in auswärtigen Presserzeugnissen informieren. Das Blatt, das zur *Neuen Zürcher Zeitung* gehört, ging sogar noch weiter. Es strafversetzte den kritisch recherchierenden Journalisten **Charly Kaiser** zum Mutterblatt *Neue Luzerner Zeitung*. Kenner der lokalen Szene vermuten eine politische Agenda: Der Chefredaktor der *Neuen Zuger Zeitung*, **Christian Peter Meier**, gilt als linksstehend; er habe verschiedentlich Artikel unterdrückt, die ihm nicht in den Kram passten. (gut)

Mit ein paar Zeilen in der *Neuen Zuger Zeitung* hat Nationalrat **Thomas Aeschi** (SVP) vor



«Starke Hinweise»: Spital-Chef Bosshard.

Wochen eine lokale Empörung entfacht, die jetzt auch die Justiz beschäftigt. In einem Leserbrief machte er publik, dass an bester Lage der Gemeinde Baar ein Asylzentrum entstehen soll. Diese Information war vertraulich, da dem Baarer Gemeindevorstand erst eine unverbindliche Voranfrage für ein Baugesuch vorlag. Das Gremium unter Präsident **Andreas Hotz** wollte Aeschi daraufhin die Justiz auf den Hals hetzen. Die Gemeinde reichte Strafanzeige gegen Unbekannt wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses ein. Die Staatsanwaltschaft solle Aeschi vorladen und ihn zur Offenlegung seiner Quelle bewegen. Man hofft, auf diese Weise den vermeintlichen Geheimnisverräter aus den eigenen Reihen dingfest zu machen. Der strafrechtliche Eifer mutet sonderbar an, gehört doch das fragliche Grundstück der im Ort tonangebenden und weitverzweigten Familie von alt Bundeskanzlerin **Annemarie Huber-Hotz** (FDP) und ihren Geschwistern. Der Kreis der Involvierten ist also beträchtlich, und das Leck könnte genauso gut dort auszumachen sein. Die mit der Lappalie befasste Staatsanwältin hat offenbar keine Lust, sich vor den Karren der erzürnten Gemeinderäte spannen zu lassen. Bislang hat Thomas Aeschi noch keine Vorladung bekommen. Die Staatsanwaltschaft Zug beantwortete keine Fragen zum Verfahren. (fsc)

«Wirtschaft für Stöckli», betitelte die *Berner Zeitung* einen Artikel über den Ständerat **Hans Stöckli** (SP). Ein Komitee von Wirtschaftsleuten präsentierte sich in einer Medienmitteilung der Öffentlichkeit: «Hans Stöckli weiss, dass ohne Wirtschaft nichts geht.» Er habe sich immer für optimale Rahmenbedingungen eingesetzt. Etwas weiter hinten in der Zeitung findet sich ein fast halbseitiges Inserat des gleichen Komitees. Offenbar eine Art Gegengeschäft. Ein Blick auf die Liste der «Wirtschaftsleute» relativiert die Wahlempfehlung: Mehr als die Hälfte darauf sind aktuelle oder ehemalige Bundesbeamte beziehungsweise Parteigenossen wie **Ulrich Gygi** und **Benedikt Weibel**, die den staatsnahen Betrieben Post und SBB vorstanden. (kep)



Lokale Empörung: SVP-Nationalrat Aeschi.



Gegengeschäft: SP-Ständerat Stöckli.

Die *Berner Zeitung* bestätigte am Dienstag, was viele Berner Wähler schon lange vermutet haben: **Claudine Esseiva**, die FDP-Kandidatin für den Ständerat, ist eine Linkspolitikerin. Selbst auf der bereits verzerrten Links-rechts-Skala der Analyseplattform Smartvote.ch ist der Punkt, der die Positionen der FDP-Frau markiert, klar links von der Mittellinie anzu-treffen. Damit politisiert Esseiva «am weitesten weg von ihrer Partei» und wäre eine würdige Nachfolgerin der bisherigen Linksausreisserin im Stöckli, der abtretenden Aargauer Ständerätin **Christine Egerszegi** (ebenfalls FDP). (fsc)

Der kürzlich gewählte radikallinke Parteichef der britischen Labour-Partei, **Jeremy Corbyn**, hat zwei ebenso linke Ökonomen von Weltruf als Wirtschaftsberater unter Vertrag genommen: Den amerikanischen Wirtschaftsnobelpreisträger **Joseph Stiglitz** und den französischen Ungleichheitstheoretiker **Thomas Piketty**. Damit fahren die britischen Sozialisten schweres akademisches Geschütz gegen die regierenden Konservativen auf. Im Vergleich dazu wirken die internationalen Kontakte der



Linksausreisserin: FDP-Kandidatin Esseiva.



Dürftiger Höhepunkt: Sommaruga, Schulz.



«Welcome to SVP»: SVP-Nationalrat Binder.

Sozialdemokratischen Partei der Schweiz recht dürftig. An ihrem Wahlfest war der Auftritt des Ex-Lehrers und EU-Parlamentspräsidenten **Martin Schulz** (SPD) der inhaltliche Höhepunkt. Merke: Wer die Regierung dominiert, muss sich offenbar argumentativ weniger Mühe geben. (fsc)

Nach 24 Jahren Ratstätigkeit sprach der Zürcher Nationalrat **Max Binder** (SVP) nochmals im Plenum. Es ging um Partikelfilter und Pistenfahrzeuge. Politischer Alltag. Zum Schluss richtete er an alle, die im Dezember hier sitzen würden, den Wunsch: «Halten Sie Sorge zu Land und Leuten.» Er könnte ja jetzt zum Abschied den erfolgreichen Song seiner Partei «Welcome to SVP» singen. Doch Binder verzichtete und dankte dem Plenum. Sein verschmitztes Lächeln, das er dabei aufsetzte, hatte noch einen anderen Hintergrund: Er war mit **Toni Brunner** eine Wette eingegangen. Der Parteipräsident versprach Binder ein feines Nachtessen, sollte es diesem gelingen, in seinem letzten Auftritt den Titel des SVP-Hits unterzubringen. Guten Appetit. (kep)

## Nachruf

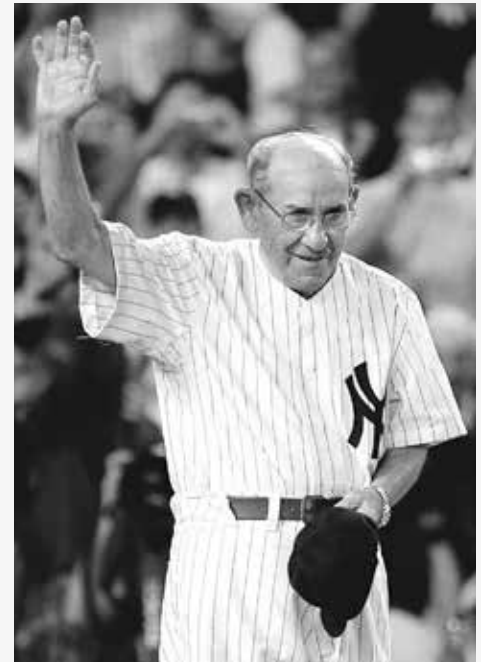


Stimme der Vernunft: Publizist Salem.

**Ali Salem (1936–2015)** — Als einer der wenigen mutigen Intellektuellen im arabischen Raum gehörte Ali Salem zu den spannendsten arabischen Interviewpartnern, die man sich als Journalist wünschen konnte. Er dachte ausserhalb der gängigen nahöstlichen Schwarzweissmuster. Bei unserem ersten Treffen in einem Kaffeehaus am Nil erzählte er mir zum Beispiel, wie er sich vom Hass auf Israel befreit hatte, den die Politik während Jahrzehnten säte und predigte. Nachdem Präsident Anwar Sadat den Friedensvertrag mit Menachem Begin unterzeichnet hatte, stieg der Schriftsteller und Publizist in sein Auto, überquerte den Suezkanal, fuhr durch die Wüste Sinai, zeigte an der Grenze seinen Pass, «und dann lernte ich Land und Leute kennen, die ich zuvor als Feinde betrachtet hatte». Der Frieden, war er danach überzeugt, biete Ägypten, ja der ganzen Region viele Vorteile. Seine Eindrücke präsentierte er seinen Landsleuten im Buch «Ein Ägypter zu Besuch: Eine Reise nach Israel», das allein in seiner Heimat 60 000-mal verkauft wurde – für ägyptische Verhältnisse ein Mega-Bestseller.

Aber in der intellektuellen Szene seines Landes wurde Salems Annäherung an den jüdischen Staat als übler Verrat ausgelegt. Der Mann, der 25 Theaterstücke und 15 Bücher geschrieben hat, sah sich aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen, und keiner war bereit, seine neuen Werke auf der Bühne zu zeigen. Seine Stimme der Vernunft und des Ausgleichs ist in der vergangenen Woche endgültig verstummt.

Pierre Heumann



«Falsche Fehler»: Catcher Berra.

**Yogi Berra (1925–2015)** — Das überhaupt erste Baseballspiel, das ich sah, war das zweite Spiel in den World Series von 1956 zwischen den New York Yankees und den Brooklyn Dodgers. Als Greenhorn musste ich die Regeln dieses komplizierten Spiels erst einmal erraten. Man erklärte mir, wer die Stars waren, und einer dieser Stars war ein eher untersetzter Mann mit einer Gesichtsmaske, der, am Boden kauern, mit seinem grossen Lederhandschuh die ihm vom Werfer entgegengeschleuderten Bälle fing. Yogi Berra hiess der Catcher. Als er zehn Jahre später den Handschuh an den Nagel hängte, konnte er auf eine unvergleichliche Karriere zurückblicken: vierzehn Mal in den World Series, dem Endspiel zwischen den Meistern der beiden Ligen, zehn Mal auf der Seite der Sieger, achtzehn Mal im All-Star-Team. Eine Legende.

Über die Sportwelt hinaus wurde Berra mit seinen «Yogiismen» – teils humoristische Sprüche, teils Malapropismen – bekannt: «Ich mache keine Vorhersagen, besonders nicht über die Zukunft», «Wir haben zu viele falsche Fehler gemacht», «Baseball ist zu neunzig Prozent im Kopf, die andere Hälfte ist körperlich». Von einem beliebten Restaurant sagte er: «Dort geht schon lange keiner mehr hin, es ist zu voll.» Als sich jemand im Yankee Stadium über die schlechter werdende Sicht beklagte, meinte Berra: «Es wird hier eben früh spät.» Mehrere ihm zugeschriebene Sprüche sind apokryph, oder in Yogis Worten: «Ich habe die meisten Dinge, die ich gesagt habe, nicht gesagt.»

Hanspeter Born

# Auf Distanz bleiben

Von Beat Gygi und Wieslav Smetek (Illustration) — Wirtschaftsverbände rufen zur Rettung der bilateralen Verträge mit der EU auf. Nach wie vor ist unklar, wie viel diese Abkommen wert sind – und über die Kosten spricht man nicht.

Der Streit über die Umsetzung der Initiative gegen die Masseneinwanderung und über die bilateralen Verträge der Schweiz mit der EU wird verbissener. Zu Wochenbeginn hat der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse einen Aufruf an die ihm zugewandten Kräfte im Lande verschickt und in Erinnerung gerufen, dass die Europapolitik, vor allem das Verhältnis der Schweiz zur EU, zurzeit zu den wichtigsten politischen Themen zählt. Das lässt aufhorchen, zumal die Parlamentswahlen kurz bevorstehen. Allerdings steht der Aufruf des Dachverbands in eigenartigem Kontrast zum laufenden Wahlkampf, in welchem die Regierung und die meisten Parteien der Europafrage lieber aus dem Weg gehen und das Thema vertragen. In der Politik ist es fast nur die SVP, die bestrebt ist, eine breite Debatte zur Frage nach den künftigen Beziehungen zur EU zu führen.

Nun macht es den Anschein, als suchten Wirtschaftsverbände auf ihre Art, quasi von der Seite her, die politische Gegenposition zur Geltung zu bringen. Auf den ersten Blick sieht es zwar so aus, als stünden wirtschaftliche Argumente im Vordergrund. Ein zweiter Blick in die Argumentensammlung von Economiesuisse lässt aber eine starke politische Motivation erkennen. Die Argumente sind zwar nicht offen und ausdrücklich gegen die SVP gerichtet, oft ist einfach von der «Gegenseite» die Rede, aber die Andeutungen sind klar genug. Im Argumentarium steht etwa, rechtskonservative Kreise wollten nun alles aufs Spiel setzen; sogar die bilateralen Abkommen, «seit über einem Jahrzehnt eine gute und stabile Grundlage für die Beziehungen der Schweiz zur EU», seien ins Wanken geraten.

## «Gezielt geschürte Ängste»

Die Annahme der Initiative gegen Masseneinwanderung habe deutlich gemacht, dass eine konstruktive Schweizer Europapolitik, wie sie seit über vierzig Jahren üblich sei, keine Selbstverständlichkeit darstelle. Populistische Schlagworte und gezielt geschürte Ängste verbauten heute die Sicht auf das Wesentliche, nämlich darauf, dass die Partnerschaft der Schweiz mit Europa eine Erfolgsgeschichte sei. Der Ankerpunkt der ganzen Kampagne ist offenbar die tiefe Abneigung gegen die vom Volk angenommene Initiative zur Masseneinwanderung. Im Positionspapier wird jedenfalls wiederholt und bekräftigt: «Mit dem Abstimmungsergebnis vom 9. Februar 2014 ist die bislang

sehr erfolgreiche Europapolitik der Schweiz ernsthaft in Frage gestellt worden. Unabhängig von der Frage, wie genau die Zuwanderung in die Schweiz künftig gesteuert werden soll, verlangen rechtskonservative Organisationen und Parteien eine grundsätzliche Abkehr vom bisherigen bilateralen Weg.»

An anderen Stellen wagt sich der Verband sogar so weit auf das politische Terrain vor, dass er sich in die Historikerdebatte einschaltet. In einem Einschub unter dem Stichwort «Morgarten» steht zu lesen, dass die Schlacht am Morgarten von rechtskonservativen Kreisen gerne als Sinnbild für den Abwehrkampf der Schweiz gegen eine europäische Grossmacht gedeutet werde. Doch die historische Forschung zeichne heute ein anderes Bild; es sei nicht um die Unabhängigkeit der Schweiz gegangen. Als Referenz für den aktuellen Forschungsstand wird das Buch des Historikers Roger Sablonier (1941–2010), «Gründungszeit ohne Eidgenossen», aufgeführt.

Die Economiesuisse-Führung mit Präsident Heinz Karrer und Geschäftsleiterin Monika Rühl hat nicht nur die Wochen vor den Wahlen im Auge, sondern auch die Zeit danach. In der Kampagne wird betont, «im Hinblick auf eine Entscheidung an der Urne seien die Kräfte für eine starke und vernetzte Schweiz zu bündeln». Zum Glück, so die Organisation, habe sich über

## Im schlimmeren Fall würden also sieben von fast dreihundert Verträgen wegfallen.

die Sommermonate «eine breite Allianz für eine konstruktive Europapolitik formiert». Eine neue Abstimmung zur Beziehung Schweiz–Europa ist zwar nicht unmittelbar in Sicht, aber der Verband hält Volksabstimmungen über die Umsetzung des neuen Zuwanderungsartikels, über ein allfälliges Rahmenabkommen mit der EU, über die Volksinitiative «Raus aus der Sackgasse» und über die Volksinitiative «Schweizer Recht statt fremde Richter» in den nächsten zwei Jahren für möglich. Die «Allianz für eine konstruktive Europapolitik» ist gegenwärtig vor allem in der laufenden Economiesuisse-Werbeaktion unter dem Titel «Stark und vernetzt» sichtbar sowie einer ähnlichen Kampagne von Swissmem, dem Branchenverband der Maschinen- und Elektro-



Nüchterner Blick auf die bilateralen Beziehungen.





industrie. Beide Verbände betonen immer wieder, mit der Forderung nach einer Kündigung des Personenfreizügigkeitsabkommens nehme man den Verlust der wichtigsten bilateralen Abkommen in Kauf. Die Bilateralen müssten deshalb um jeden Preis gerettet werden. Die Verbände erwecken den Eindruck, dass der Wegfall der Bilateralen I der Schweiz mehr oder weniger die Geschäftsgrundlage im Umgang mit der EU entziehen würde.

#### «Guillotine-Klausel»

Die Wirklichkeit sieht aber so aus, dass es zwischen der Schweiz und der EU rund 280 bilaterale Vereinbarungen gibt. Im schlimmeren Fall würden also sieben von fast dreihundert Verträgen wegfallen. Die wichtigste und breiteste Grundlage ist das 1972 abgeschlossene und 1973 in Kraft getretene Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und der damaligen EG. Auch in der hier abgebildeten Grafik des bilateralen Vertragssystems bildet dieses Abkommen sozusagen die Grundlinie. Es garantiert die eine Freihandelszone für Industrieprodukte; Produkte mit Ursprung in dieser Zone können somit ohne Zoll frei gehandelt werden, und Kontingentierungen an den Landesgrenzen oder ähnliche Hindernisse sind verboten. Beim Handel mit verarbeiteten landwirtschaftlichen Produkten gibt es Einschränkungen. Die zweite wichtige Grundlage bilden die Verträge, die die Schweiz im Rahmen der Welthandelsorganisation Gatt, später WTO, mit der EWG, dann EG und EU abgeschlossen hat. Die Abmachungen im Rahmen von WTO und Freihandelsabkommen decken den Hauptteil der grenzüberschreitenden Wirtschaftsbeziehungen ab.

Nun aber zu den berüchtigten bilateralen Verträgen der ersten Serie, die in den Kampagnen der Wirtschaftsverbände und der Bundesverwaltung fast als Dreh- und Angelpunkt der Beziehung Schweiz–EU erscheinen. Die seinerzeit vereinbarte Guillotine-Klausel bedeutet, dass alle Verträge dieses Pakets allenfalls gekündigt würden, wenn die Personenfreizügigkeit nicht mehr voll gewährt wird. Die oberste Grafik zeigt die wichtigsten bilateralen Verträge in der Übersicht. Das Paket I wurde gegen Ende der neunziger Jahre verhandelt und trat 2002 in Kraft. Es betrifft die Verträge zu folgenden Themen:

— Personenfreizügigkeit: Das Recht zur freien Einreise und Niederlassung in EU und Schweiz hat in den vergangenen Jahren immer gegen 80 000 Zuzüger in die Schweiz gebracht. Die Firmen bewerten die leichte Rekrutierung als Vorteil, die Debatte über die Kosten ist noch nicht richtig angelaufen und wird intensiver, wenn die Umsetzung der Initiative gegen die Masseneinwanderung konkret wird.

— Technische Handelshemmnisse: Schweizer Vorschriften zu Produkten werden wenn möglich so erlassen, dass sie mit den Normen der EU

übereinstimmen. Im Grunde kann die Schweiz dies auch eigenständig durchführen. Die EU hat aber auch ein Interesse daran; die Schweiz importierte jüngst Waren für rund 130 Milliarden Euro aus der EU und exportierte Güter für knapp 115 Milliarden dorthin. Die EU verliert für die Schweiz als Exportmarkt tendenziell an Gewicht, während Asien und Nordamerika wichtiger werden, wie die Grafik zeigt.

— Öffentliches Beschaffungswesen: Der Vertrag weitet die WTO-Regeln über den Zugang zu Submissionsverfahren auf zusätzliche Märkte aus, vor allem auf die Gemeindeebene.

### Die Regulierung der Schweizer Flugbetriebe wird durch die EU dominiert.

Eine Einschätzung zu Submissionsregeln und technischen Handelshemmnissen gibt Reiner Eichenberger im Interview auf Seite 20.

— Landwirtschaft: Das Abkommen soll den Handel mit Agrarprodukten regeln.

— Forschung: Der Vertrag soll die Teilnahme der Schweiz an der Forschungszusammenarbeit in der EU ermöglichen. Die Frage ist umstritten, ob das Mitmachen den Forschungserfolg der Schweiz erhöht oder ob die Komplexität und Schwerfälligkeit eher etwas kosten.

— Luftverkehr: Schweizer Luftfahrtgesellschaften erhalten den freien Zugang zu Flughäfen der EU. Es wäre auch möglich, dies mit jedem Land eigenständig zu vereinbaren. Die Regulierung der Schweizer Flugbetriebe wird durch die EU dominiert.

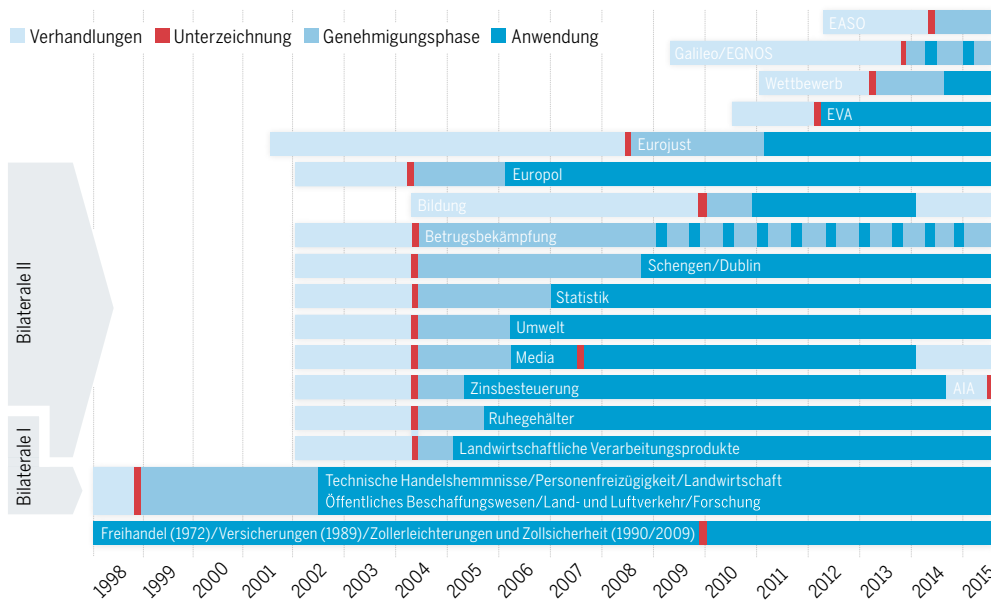
— Landverkehr: Der Vertrag regelt und harmonisiert die Strassen- und Schienenverkehrsmärkte für den grenzüberschreitenden Transport von Personen und Gütern. Die Schweiz hat den Transit für die EU geöffnet, die ihrerseits via Schwerverkehrsabgabe zur Finanzierung der Infrastruktur beiträgt. Die EU profitiert stark von günstigen Durchfahrtgebühren und hält ihrerseits die seinerzeitigen Versprechen zum Erstellen der Anschlussstrecken im Norden und im Süden nicht ein.

Dieses Paket ist aus Sicht der Wirtschaftsorganisationen so wertvoll, dass die Verteidigung um jeden Preis gerechtfertigt ist. Reiner Eichenberger, Ökonomieprofessor an der Universität Freiburg i. Ü., sieht dies im nebenstehenden Interview anders. Nach seiner Einschätzung ist das Abkommen über die Personenfreizügigkeit das weitaus wichtigste Element der Bilateralen I. Die anderen sieben Verträge sind, wie er darlegt, nicht ganz ohne Bedeutung und Nutzen, aber doch nicht so gewichtig, dass die Nachteile aus der Personenfreizügigkeit aufgewogen werden.

Die Verteidiger der Bilateralen betonen vor allem den Nutzen der Verträge und suchen diesen

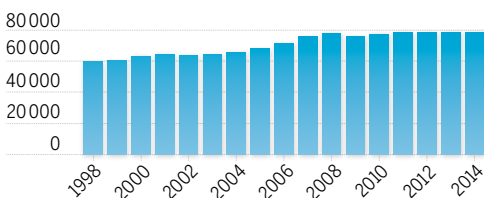
## Bilaterale Verträge

Die wichtigsten bilateralen Abkommen zwischen der Schweiz und der EU, Stand Juni 2015



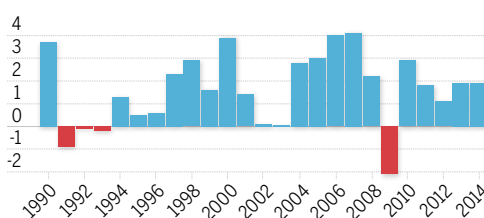
### Was spürt man persönlich vom Wachstum?

Jährliches Bruttoinlandprodukt pro Einwohner in Schweizer Franken



### Wirtschaftswachstum mit Unterbrüchen

Veränderung des realen Bruttoinlandprodukts gegenüber dem Vorjahr in Prozent



*Eine wachsende Bevölkerung führt zu einer wachsenden Wirtschaft.*

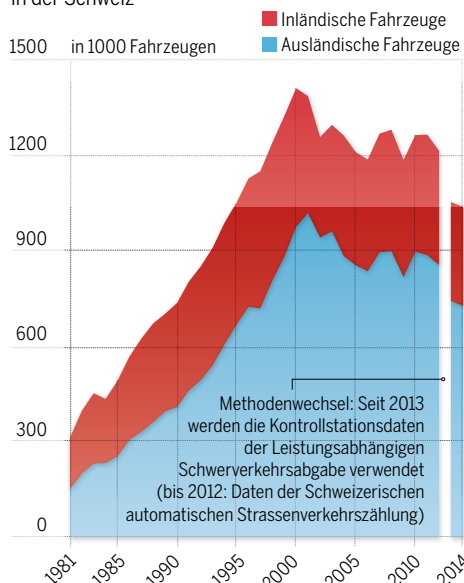
mit wirtschaftlichen Kennzahlen zu belegen. Economiesuisse hebt hervor, dass das reale Bruttoinlandprodukt pro Kopf von 1991 bis 2001 im Durchschnitt nur um 0,72 Prozent jährlich gewachsen sei, in der späteren Periode von 2003 bis 2013 dann aber um durchschnittlich 1,26 Prozent. Die Schweiz sei vom wirtschaftlichen Sorgenkind zum Wachstumsmotor geworden, und das sei ein deutlicher Hinweis auf die belebende Wirkung der 2002 in Kraft getretenen Bilateralen I. Nach 2004 habe die Schweiz eine Aufbruchstimmung erlebt wie lange nicht mehr.

### Schmerzhaftes Genesung

Diese Einschätzungen sind mit Vorsicht zur Kenntnis zu nehmen. Vieles spricht dafür, dass die Zusammenhänge anders zu deuten sind. In

### Transitland Schweiz

Anzahl Fahrten schwerer Strassengüterfahrzeuge in der Schweiz



den neunziger Jahren hat die Schweizer Wirtschaft eine Art Krise und schmerzhaftes Genesung durchgemacht. Ende der achtziger Jahre war die Wirtschaft mit Immobilienboom und Inflation in eine überschäumende Entwicklung geraten, und nach 1989 versuchte die Nationalbank das Ganze durch eine restriktive Geldpolitik zu zähmen. Diese Geldpolitik wirkte, und zwar so stark, dass es zu einer Vollbremsung kam. Die Immobilienpreise fielen, viele Hausbesitzer konnten die Kredite nicht mehr bedienen, und die Schweizer Bankenbranche hatte Abschreibungen im Umfang von gut fünfzig Milliarden Franken zu verdauen. All dies drückte auf die Wirtschaft, wie dies in der Grafik in den schwachen Wachstumswerten des Bruttoinlandprodukts zum Ausdruck kommt.

Diese Flaute traf zusammen mit der schlechten Stimmung nach der Ablehnung des EWR-Vertrags durch das Volk im Dezember 1992 und der Suche nach neuen Formen der Zusammenarbeit mit der EU, die schliesslich zu den Bilateralen I führte. Würde man beispielsweise das Jahr 1990 ebenfalls in den Durchschnitt der neunziger Jahre einbeziehen, läge die Zahl schon etwas höher.

Und was in der Zeit seit 2003 passiert ist, hing ebenfalls viel enger mit anderen wirtschaftlichen Impulsen zusammen als mit dem Start der Bilateralen I. Nach dem Zusammenbruch der Internet- und Technologieblase an den Aktienmärkten 2001/2002 und dem Nachfrageeinbruch an vielen Märkten kam es nach 2003 zu

## Pikant ist, dass die Einkommen ab 2008 nicht mehr oder kaum mehr zugenommen haben.

einem langanhaltenden Aufschwung in fast allen Weltregionen. Der Euro setzte nach dem Start als neue Währung zu einem Höhenflug an, der mit der Euphorie über die europaweiten Zinssenkungen zusammenhing. Der Euro brachte ganz Europa praktisch das niedrige deutsche Zinsniveau, was einen rund zehnjährigen Investitionsboom auslöste, bevor dieser sich dann als Blase erwies. Der Franken war zudem lange Zeit ziemlich niedrig bewertet, was die Exporte aus der Schweiz beflügelte. Hinzu kam die immer expansiver werdende Geldpolitik der Notenbanken, die die Zinsen zusätzlich drückte.

### Niemand weiss Genaueres

Economiesuisse bringt diesen Aufschwung in direkten Zusammenhang mit den Bilateralen I, wobei im Auge zu behalten ist, dass die Personenfreizügigkeit erst 2007 in Kraft trat und erst von da an ihre Wirkung entfalten konnte. Klar, die Wirtschaft als Ganzes ist ziemlich zügig gewachsen, wie sich dies in der Grafik mit den Wachstumsraten des Bruttoinlandprodukts zeigt. Pikant ist aber die Grafik zur individuellen Entwicklung, die darauf hindeutet, dass die Pro-Kopf-Einkommen ab 2008 nicht mehr oder kaum mehr zugenommen haben. Das betrifft exakt die Periode, ab der die Personenfreizügigkeit zu wirken begonnen hat.

Das Problem bei der Einschätzung der Bilateralen besteht darin, dass man ihre Wirkungen nur unscharf sieht. Es gibt seit langem Bemühungen, über Wachstumswirkungen der Personenfreizügigkeit Genaueres herauszufinden, aber sie sind heute nicht weiter gediehen als Anfang Jahr, als eine Studie der Konjunkturforschungsstelle der ETH Zürich zum Schluss kam, die Personenfreizügigkeit habe die Wachstumsmöglichkeit der Schweizer Wirtschaft nach 2003 erhöht. Es wurde auch nicht aus-

geschlossen, dass die Zuwanderung die gesamte Produktivität im Land etwas gesteigert habe. Vielleicht sei auch das Wachstum pro Kopf ein wenig gestiegen. Aber genaue Resultate waren nicht zu erkennen. Untersuchungen des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) zum Pro-Kopf-Impuls durch die Personenfreizügigkeit blieben ebenfalls unentschieden.

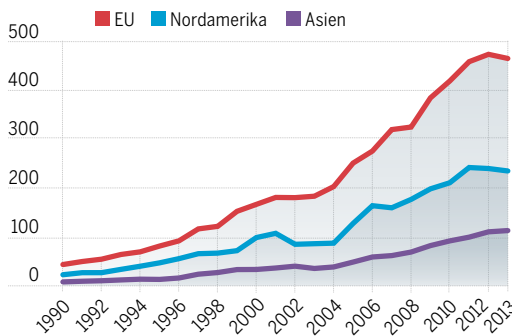
### Kontraste bei der Arbeitslosigkeit

Besonders brisant ist, dass in den Kampagnen von Economiesuisse, Swissemem, Gewerkschaften oder Bundesverwaltung die Kosten der Bilateralen kaum zur Sprache kommen. Aus Eichenbergers Sicht sind die Kosten der bilateralen Verträge I in Form der Belastungen durch die Zuwanderung von zentraler Bedeutung. Neben den langfristigen Wirkungen auf Immobilien, Infrastruktur oder Umwelt zeichnet sich allmählich auch ab, dass die Zuwanderer die einheimischen Arbeitskräfte in etlichen Branchen und Regionen konkurrenzieren. Und es zeigen sich deutliche Kontraste bei der Arbeitslosigkeit. Die Arbeitslosenquote von Ausländern liegt seit längerem bei gut 6 Prozent, während bei den Schweizern jeweils um die 3 Prozent erwerbslos sind. Die Leistungsbezüge von EU- und Efta-Angehörigen durch die mit der Freizügigkeit verbundenen Ansprüche stiegen. Laut dem Seco trugen die Schweizer 2013 rund 70 Prozent der Einnahmen der Arbeitslosenversicherung bei, bezogen aber nur 54 Prozent der Leistungen daraus. EU- und Efta-Angehörige steuerten 25 Prozent der Einnahmen bei und erhielten 31 Prozent der Leistungen. Zudem war deren Sozialhilfequote mit 3,2 Prozent höher als die der Schweizer (2,2 Prozent). Des Weiteren führen die mit der Personenfreizügigkeit verbundenen flankierenden Massnahmen zur Kontrolle von rund 160 000 Arbeitsverträgen pro Jahr.

Am gravierendsten sind jedoch die Kosten, die nicht oder kaum sichtbar sind. Wie Eichenberger im Interview antönt, profitiert die öffentliche Verwaltung bei steigenden Bevölkerungszahlen von wachsenden Steuereinnahmen, was zu einem von aussen angeheizten Staatswachstum führt. Eine andere Art des extern stimulierten Staatswachstums zeichnet sich in der Gesetzgebung ab. Die Grafik auf dieser Seite veranschaulicht den Ausstoss an Seiten mit neuen Gesetzes- und Verordnungstexten auf Bundesebene. Die Grafik deutet auf eine regelrechte Gesetzes-Hochkonjunktur oder gar Regulierungswut in den Jahren 2003 bis 2013 hin. In dieser Zeit machten die Bilateralen I ihre Karriere, mit der Zeit kamen die Bilateralen II dazu. Natürlich lässt sich die Gesetzesproduktion nicht allein mit der Ausrichtung der Schweizer Gesetze auf EU-Regeln erklären, aber Tatsache ist, dass der grösste Teil der neuen Gesetze in der Schweiz nach Vorgaben der EU geschrieben wird.

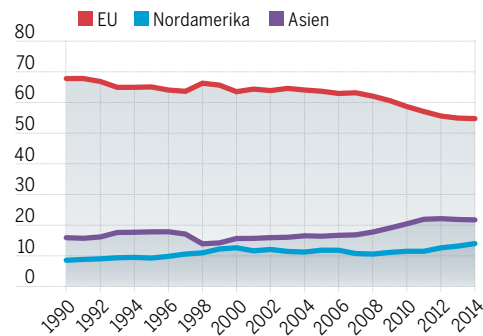
### Viele Firmen sind schon im Ausland präsent

Direktinvestitionen der Schweizer Firmen im Ausland in Milliarden Franken, Bestand



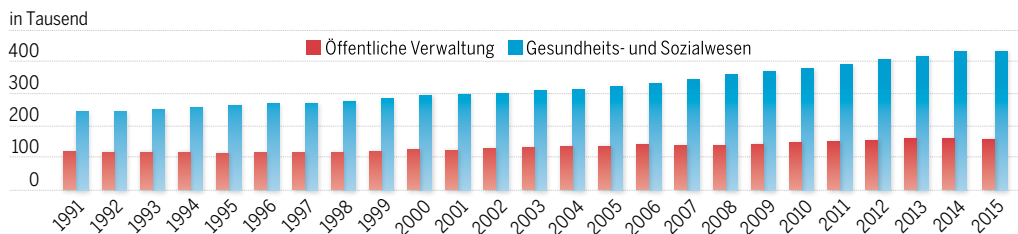
### Verlagerung der Exporte nach Übersee

Anteil der wichtigsten Regionen an den Ausfuhren aus der Schweiz in Prozent



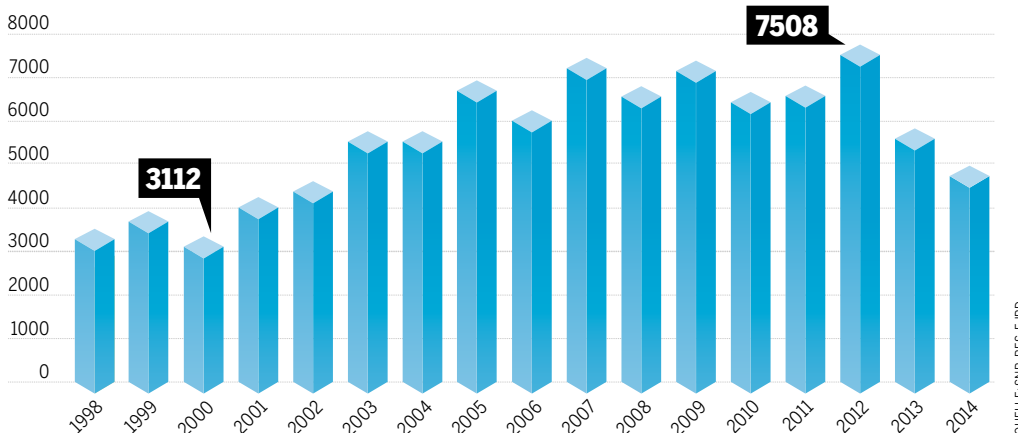
### Staatswachstum

Vollzeitstellen in der öffentlichen Verwaltung im weiteren Sinn



### Anregung der Gesetzesproduktion

Anzahl Seiten neue Gesetzes- und Verordnungstexte im jeweiligen Jahr in der Amtlichen Sammlung des Bundes



### Der Staat profitiert von der Zuwanderung.

Im Rahmen des Luftverkehrsabkommens (Bilaterale I) wurde das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) 2006 ins Regime der europäischen Luftfahrtbehörde EASA eingebracht. Damals wurde in Aussicht gestellt, die Schweizer Behörde werde wahrscheinlich schlanker, da ja die EU etliche Aufgaben übernehme. Heute hat das Bazl 30 Prozent mehr Mitarbeiter als 2006, und die schweizerischen Flugbetriebe bekommen immer komplexere Regulierungen aus der EU aufgebürdet. Beim Luftverkehrsabkommen handelt es sich, wie der Bundesrat schreibt, um einen partiellen Integrationsvertrag, bei dem sich die Schweiz bereit erklärt hat, «das relevante EU-Recht zu übernehmen, wobei dessen Anwendung und Auslegung teilweise durch die EU-Institutionen kontrolliert wird».

Aus dieser Sicht kann man sich ungefähr ausmalen, wie der Einfluss der EU auf Schweizer Regelungen noch zunehmen wird, wenn das sogenannte institutionelle Rahmenabkommen für die künftigen bilateralen Beziehungen zustande kommen sollte. Noch ist offen, wie der Vorschlag für dieses Paket aussehen wird, es ist aber ziemlich klar, dass die Übernahme und Auslegung von EU-Recht, die Überwachung von dessen Anwendung und die Streitschlichtung künftig stärker durch den Riesen EU bestimmt werden sollen als heute. Wenn verhindert werden soll, dass die Schweiz in Abmachungen hineingezogen wird, bei denen man jegliche Änderungen in Verträgen obligatorisch mitmachen muss, gibt es nur eins: Auf Distanz bleiben.

## «Massiv überschätzt»

Von Beat Gygi — Wirtschaftsprofessor Reiner Eichenberger glaubt nicht an die Vorteile der Personenfreizügigkeit: Es gebe keine Hinweise dafür, dass Wachstum das Einkommen pro Kopf erhöhe.

Herr Eichenberger, in grossen Teilen der Politik, in Wirtschaftsverbänden und Gewerkschaften gelten die bilateralen Verträge mit der EU als unverzichtbar. Sind die Verträge also fast unendlich viel wert?

Ich sehe nicht, wie man zu einer derart hohen Einschätzung der bilateralen Verträge kommen kann. Es geht ja um einen relativ kleinen Teil der Bilateralen, um die erste Serie, die direkt verknüpft ist mit der Personenfreizügigkeit. Und diese steht auch im Zentrum der Auseinandersetzung. Bei der Personenfreizügigkeit geht es um sehr viel, wenn man es in Geld ausdrücken will, bei den anderen Teilen der Bilateralen um viel weniger. Sie sind weder enorm nützlich noch schädlich im Vergleich mit der Personenfreizügigkeit.

Wie sehen Sie Ertrag und Kosten der Verträge?

Die Erträge der Personenfreizügigkeit werden heute vielerorts massiv überschätzt, etwa von Economiesuisse. Es wird übersehen, dass die behaupteten Vorteile, etwa die leichtere Rekrutierung von Arbeitskräften, nur kurzfristig gelten. Denn wenn die Grenzen für Arbeitskräfte völlig offen sind, kommen auch mehr Firmen in die Schweiz. Es gibt also nicht nur mehr Arbeitskräfte, sondern auch mehr Arbeitsplätze, dadurch wird die Wirtschaft ähnlich ausgedehnt wie die Bevölkerung. Pro Kopf ergibt sich also kein Wachstum. Das zeigen auch die allermeisten Schätzungen.

Am Arbeitsmarkt verändert sich also auch wenig?

Ja, das weiss man aber schon lange. Solange der Arbeitsmarkt flexibel und offen ist, gibt es keine grossen Auswirkungen, auch wenn der Bund immer noch nachzuweisen versucht, dass es einen Wachstumseffekt gebe.

Immerhin wächst die Gesellschaft ohne Störungen.

Die grosse Frage ist eben, ob ein Bevölkerungswachstum von einem Prozent pro Jahr auf Dauer verkraftbar ist. Ich bin der Ansicht, dass ein anhaltendes Wachstum von diesem Ausmass ein riesiges volkswirtschaftliches Problem darstellt. In mancher Hinsicht werden nämlich Knappheiten verschärft, beim Land, bei der Infrastruktur und – von vielen unterschätzt – im Umweltbereich. Und noch teurer wird es, wenn man Energie sparen oder schädliche Emissionen reduzieren will. Da läuft das Bevölkerungswachstum genau in die entgegengesetzte Richtung.



Was steht in den Verträgen? Eichenberger.

Aber eine wachsende Wirtschaft bringt dem Land vielleicht neue Möglichkeiten, die man sonst nicht hätte.

Das sehe ich nicht so. Es gibt keinerlei Hinweise, dass eine wachsende Bevölkerung und eine mitwachsende Wirtschaft das Einkommen pro Kopf erhöht. Klar, es entstehen neue Möglichkeiten, aber zugleich werden andere Möglichkeiten verbaut. Das Beispiel Google zeigt dies anschaulich. Die Personenfreizügigkeit war vermutlich wichtig dafür, dass Google in die Schweiz gekommen ist. Ausländische Ingenieure können nach Belieben angestellt werden. Google stellt aber auch Schweizer Ingenieure an, konkurrenziert also in der Schweiz ansässige Firmen auf dem Stellenmarkt.

Wird das Rekrutieren aber nicht trotz allem leichter?

Die Vorstellung, die Personenfreizügigkeit werde längerfristig die Personalknappheit entschärfen, ist absurd. Die Sogwirkungen auf Personen und Arbeitsplätze schaukeln sich gegenseitig auf. Wer sich über beides gleichzeitig freut, denkt zu wenig gründlich darüber nach.

Viele im Inland freuen sich über Wachstum. Natürlich freuen sich manche Firmen oder Interessengruppen darüber. Der Einzelhandel hat steigende Umsätze, die Verkehrs-

betriebe haben mehr Passagiere, und mehr Einwohner bringen mehr Steuereinnahmen, das gefällt der Verwaltung.

Die Bilateralen bringen auch Liberalisierungen, etwa bei technischen Handelshemmnissen oder im Luftverkehr, ist das nicht viel wert?

Selbstverständlich sind die bilateralen Verträge nicht wertlos, aber man muss genauer schauen, wie viel das ist und was in den Verträgen steht. Die Verträge über die technischen Handelshemmnisse bedeuten nicht einen Abbau derselben, sondern vor allem eine gegenseitige Anerkennung von Normprüfungen. Produkte, die in der Schweiz geprüft werden, werden in der EU auch zugelassen und umgekehrt. Doppelte Prüfungen entfallen also. Aber das muss man in Beziehung setzen zu den Belastungen durch die Personenfreizügigkeit.

Und notfalls Probleme beim Zugang zur EU in Kauf nehmen?

Die Firmen sind ziemlich flexibel. Sollte es die gegenseitige Anerkennung so nicht mehr geben, würden sie Auswege suchen. Das kann über eine Niederlassung in der EU erfolgen, wie sie heute die grösseren Unternehmen praktisch alle haben oder über Prüffirmen mit EU-Niederlassung. Diese führt dann eine EU-Zertifizierung durch, und sinnvoll wäre es in dem Fall, diese Normen in der Schweiz automatisch anzuerkennen.

Es geht aber auch um öffentliche Ausschreibungen.

Die Bilateralen ermöglichen Firmen den Zugang zu Ausschreibungen auf der Ebene von Gemeinden, Bezirken und Zweckverbänden. Die Ebenen darüber werden schon durch die Welthandelsorganisation (WTO) offengehalten. Nun die Frage: Wie viele Schweizer Firmen gibt es, die in der EU bei Ausschreibungen von Gemeinden mitbieten, aber keine EU-Niederlassung haben? Wahrscheinlich nur ganz wenige. Wer wirklich ein Gespür für den Markt haben will, kann kaum mit ortsfremden Angestellten vom Heimsitz aus mitbieten und Erfolg haben.

Viele KMU haben keine EU-Niederlassungen.

In solchen Fällen könnten sich Schweizer Firmen zu Kooperationen zusammenschliessen, die gemeinsam an Ausschreibungen teilnehmen. Man könnte sich sogar vorstellen, dass die offizielle Förderung der Aussenwirtschaft im Ausland neben den Export-Hubs eine Art Submissions-Hubs unterhält, um kleineren Firmen den Zugang zu erleichtern. Da wäre öffentliches Geld vielleicht sogar besser eingesetzt als heute.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg.



BUCHERER.COM

**BUCHERER**  
1888

EINZIGARTIG WIE IHRE EMOTIONEN – SEIT 1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

## Im freien Fall

Von Henryk M. Broder —  
Wenn die Kanzlerin eine  
Aktie wäre.



Das Glück gleicht dem Balle, es steigt zum Falle.» Wie wahr dieses alte Sprichwort ist, das muss die deutsche Kanzlerin in diesen Tagen am eigenen Leib erfahren. Wäre sie eine Aktie an der Frankfurter Börse, könnte man sagen: Sie befindet sich im freien Fall. Es ist erst ein paar Wochen her, da waren über 60 Prozent der Deutschen der Ansicht, Angela Merkel sei die ideale Kanzlerin, heute sind es nur noch 49 Prozent. Auch wenn das ein Wert ist, von dem Sigmar Gabriel nur träumen kann, für Merkel ist es eine Katastrophe. Hinzu kommt, dass sie im «Politbarometer» von Platz eins auf Platz vier abgerutscht ist. Die Pole-Position wird derzeit von einem ihrer parteiinternen Kritiker gehalten, Wolfgang Bosbach, der sich klar von der Politik der Kanzlerin abgrenzt: «Bisher sprechen wir von einer grossen Herausforderung für unser Land, aber wenn die grosse Zuwanderung anhält, droht eine Überforderung.»

Auch Innenminister Thomas de Maizière, eben noch ein loyaler Blitzableiter, will nicht länger seinen Kopf hinhalten. Die Situation, sagte er neulich, sei «ausser Kontrolle geraten mit der Entscheidung, dass man aus Ungarn die Menschen nach Deutschland holt»; jeder Mensch weiss, dass dies eine einsame Entscheidung der Kanzlerin war, die sich über alle Regeln und Gesetze hinweggesetzt hat. Bundespräsident Joachim Gauck, eine Ikone des Gutmenschentums, fasst die Lage auf seine pastorale Art zusammen: «Unser Herz ist weit, doch unsere Möglichkeiten sind endlich.»

Es kommen zwar immer noch täglich etwa 10 000 «Schutzsuchende» nach Deutschland, aber die Euphorie der frühen Tage, als sie mit Beifall, Blumen und Luftballons begrüsst wurden, hat spürbar nachgelassen. Ebenso die Berichterstattung über die enorme Hilfsbereitschaft der vielen Freiwilligen. Stattdessen liest man plötzlich Berichte über «knallharte kriminelle Strukturen» in den «Aufnahmeeinrichtungen», über Gewalt gegen Frauen und Kinder und die Notwendigkeit, «Flüchtlinge künftig nach Religionen getrennt unterzubringen».

Angela Merkel ficht das nicht an. Sie habe, sagen Leute, die das Gras wachsen hören, schon einen Plan B. Sollte es mit der Wiederwahl in zwei Jahren nicht klappen, könnte sie sich um das Amt des Uno-Generalsekretärs bewerben.

## Nervöse Zuckungen

Von Kurt Schiltknecht — Die Notenbanken reagieren auf jede Veränderung der Inflationsrate. Das führt nicht zum Ziel, sondern verunsichert nur unnötig die Wirtschaft.

Heute richten die meisten Notenbanken ihre Geldpolitik auf das Erreichen einer bestimmten Inflationsrate aus. Inflation wird dabei dem Anstieg des Konsumentenpreisindex gleichgesetzt. Dieser spielt auch bei der Berechnung der Produktivität, der realen Lohnentwicklung oder des Wirtschaftswachstums eine zentrale Rolle. Staatliche Leistungen, Verträge, Mieten, Zinsen, Löhne oder Renten sind ebenfalls an den Konsumentenpreisindex gebunden. Dass zurzeit nicht häufiger über die Schwierigkeiten und Fehler gesprochen wird, die es bei der Indexberechnung gibt, dürfte der im Moment geringen Inflation zuzuschreiben sein.

Mit dem Konsumentenpreisindex wird die Preisentwicklung der für einen privaten Haushalt wichtigen Waren und Dienstleistungen zu bestimmen versucht. Wenn für den gleichen Warenkorb zu einem späteren Zeitpunkt mehr bezahlt werden muss, dann wird der prozentuale Anstieg der Ausgaben mit der Inflationsrate gleichgesetzt. So einfach das Konzept zur Messung der Änderungen der Lebenskosten aussieht, so schwierig ist dessen Umsetzung. Wegen der grossen Zahl von Konsumenten mit unterschiedlichen Bedürfnissen und der riesigen Menge von Gütern und Dienstleistungen muss bei der Indexberechnung eine Auswahl getroffen werden. Hinzu kommt, dass laufend neue und oft bessere Produkte angeboten werden. Dafür verschwinden alte. Die auf freien Märkten üblichen Änderungen der relativen Preise führen über die Zeit zu Verschiebungen in der Nachfrage. Auch die Zahl und die Art der Geschäfte, die Güter und Dienstleistungen anbieten, sind riesig. Mit einer regelmässigen Anpassung des Warenkorbs und der befragten Anbieter wird den Änderungen auf den Märkten Rechnung zu tragen versucht.

### Unzuverlässige Berechnungen

Ein grosses Problem bei der Erfassung von Preisänderungen hängt mit der Qualitätsverbesserung und neuen Produkten zusammen. Vor allem im Bereich der Konsumgüterelektronik war der technische Fortschritt enorm, und die Zeitspanne bis zur Lancierung eines neuen, besseren Produktes wurde immer kürzer. Um die «echten» Preisänderungen solcher Produkte korrekt wiederzugeben, müsste man den Mehrwert der Verbesserung kennen. Doch die-

ser lässt sich nicht genau berechnen. Entsprechend ergeben sich bei der Indexberechnung Fehler. Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich, wenn alte Produkte ersetzt werden, zum Beispiel eine Schreibmaschine durch einen PC oder ein Telefon durch ein Handy. Auch bei den Dienstleistungen lässt sich der Mehrwert nicht genau beziffern. Wenn beispielsweise eine Krankheit mit einem neuen Medikament ganz geheilt werden kann, ist je nach Krankheit der damit verbundene Mehrwert enorm. Weil solchen Qualitätsverbesserungen ungenügend Rechnung getragen wird, dürfte der ausgewiesene Anstieg der Gesundheitskosten zu hoch sein. In der Wirtschaft gibt es aber nicht nur Qualitätsverbesserungen. Wenn etwa die Eisenbahnzüge immer überfüllter werden, nimmt die Qualität des Reisens ab. Entsprechend müssten die im Index verwendeten Reisekosten nach oben korrigiert werden.

Die Berechnung der Inflation wird zusätzlich durch Preisänderungen erschwert, die keine monetäre Ursache haben. Wenn die Ölpreise wegen des Frackings oder wegen des Atomabkommens mit Iran zusammenbrechen, hat dies mit Deflation nichts zu tun. Ebenso wenig sind höhere Preise wegen einer Erhöhung der Mehrwertsteuer ein Anzeichen von Inflation. Generell

nimmt mit dem immer stärkeren Eingreifen des Staates in den Preismechanismus die Aussagekraft des Konsumentenpreisindex in Bezug auf die kurzfristige Inflation ab.

Diese Beispiele zeigen, dass die kurzfristigen Änderungen des Konsumentenpreisindex kein zuverlässiges Mass für die jeweilige Inflation sind. Umso mehr erstaunt es, dass sowohl die amerikanische als auch die europäische Zentralbank in ihrer Geldpolitik seit einigen Jahren so viel Gewicht auf das Erreichen einer Inflationsrate von 2 Prozent legen und eine geringere Teuerung als Anlass für eine noch expansivere oder unverändert expansive Politik nehmen. Viel besser wäre es, beispielsweise einen Inflationstrend von 2 Prozent anzustreben. Die jährlichen Inflationsraten könnten dann um diesen Trend schwanken, und die Notenbanken wären nicht gezwungen, auf jede kleine und oft nicht monetär bedingte Änderung der Inflationsrate zu reagieren. Eine langfristig angelegte und berechenbare Politik schafft für die Wirtschaft mehr Vertrauen als das Verfolgen kurzfristiger Inflationsziele.



## «Bei Bei» statt «Ping Ping»

Von Hansrudolf Kamer — Xi Jinping hat bei seinem Staatsbesuch in den USA die Muskeln spielen lassen. Die Spannungen zwischen Peking und Washington nehmen zu. Die Administration Obama wirkt ratlos.



Der Führer der aufstrebenden asiatischen Grossmacht hat einen amerikanischen Präsidenten besucht, der sich in ausserpolitischer Bedrängnis befindet und weder ein noch aus weiss. Das Resultat war entsprechend. Xi Jinping liess seinen Gastgeber spüren, dass er in den heiklen Punkten keinen Zentimeter zurückweicht.

So schoben sich die First Ladys, Michelle Obama und Peng Liyuan, ins Rampenlicht und setzten Akzente, um bessere Zeiten zu beschwören. Sie gaben dem Ende August im Washingtoner Zoo geborenen Riesenpanda einen Namen. Auch hier triumphierte China: Die Wahl fiel auf «Bei Bei», was so viel heissen soll wie «wertvoller Schatz». Die Amerikaner hatten «Ping Ping» für das Baby vorgeschlagen, was «friedfertig und ruhig» bedeuten soll.

Präsident Nixon, der die Tür zu China mit seiner Visite 1972 aufgestossen hatte, war der erste Präsident in Schwierigkeiten, der von Peking zwei Riesenpandas geschenkt erhielt. Zwei Jahre später musste er zurücktreten. Als historische Analogie eignet sich die Panda-Story wohl nicht. Immerhin hatte Nixon mit der Öffnung nach China Amerikas Diplomatie im Kalten Krieg sehr viel grösseren Spielraum verschafft. Bei Obama gehen die Dinge rasant in die gegenteilige Richtung.

Staatsbesuche in Washington beinhalten Damenprogramme, Böllerschüsse, Ehrengarden, Nationalhymnen, ein Staatsdiner im Weissen Haus. Auch für Xi wurde das ganze Gepränge aufgeföhren. Doch den Papst hatte Obama kurz zuvor bei der Ankunft auf dem Flugplatz persönlich empfangen, eine protokollarisch seltene Ehre, die Xi nicht zuteilwurde. Das amerikanische Fernsehen zeigte auch die Ankunft des Papstes in New York und nicht die Empfangszeremonie für den hohen Gast aus China.

Sonst fiel die Ernte dünn aus. Es gab eine hochgelobte Vereinbarung über den Klimawandel und eine ebensolche über Cybersicherheit. Die beiden Abkommen werden weder das Klima schützen noch die Sicherheit im Cyberspace erhöhen – ungedeckte Wechsel auf die Zukunft.

Kurz vor Xis Ankunft hatte das Weisse Haus bekanntgegeben, man werde chinesische

Unternehmen bestrafen, die Hackerangriffe auf die digitalen Datenbestände amerikanischer Unternehmen und Behörden lancierten. Im Frühling, als bekannt wurde, dass die Chinesen die Personalakten von 22 Millionen Beamten gestohlen hatten, sprach die Administration Obama von einem nationalen Notstand und stiess Drohgebärden aus. Man werde bei solchen bösartigen Raubzügen nicht mehr einfach nur zusehen.

Wie stets bei Obama – grosse Worte, dann nichts. In Seattle war Xi von amerikanischen Unternehmern mit der Aufforderung konfrontiert worden, China müsse die Bedingungen für ausländische Firmen verbessern und deren geistiges Eigentum schützen. Xi verkündete vor den Spitzen von Boeing, Microsoft, Starbucks und anderen, die chinesische Regierung unterstütze in keiner Form den Diebstahl von Geschäftsgeheimnissen. Dabei glauben die amerikanischen Dienste zu wissen, dass eine Spezialeinheit der chinesischen Volksbefreiungsarmee hinter den Hackeroffensiven steht.

Xi beteuerte auch in Washington, dass man mit Amerika bei der Bekämpfung von Cyberkriminalität zusammenarbeiten werde. Die unterzeichneten Absichtserklärungen umfassen einen Informationsaustausch und Leitlinien für gemeinsame Ermittlungen. Ein

«Dialog-Mechanismus» auf hohem Niveau soll eingerichtet werden – Floskeln, die belegen, dass man sich auf gar nichts einigen konnte.

Das ist auch sehr gut verständlich. Einerseits sind die Hackerinvasionen für China sehr einträglich, und andererseits wissen die Chinesen auch, dass die Amerikaner beim Zurückschlagen vorsichtig sind. Sie wollen die Chinesen nicht wissen lassen, was sie selber wissen, und wollen die eigenen Quellen und Methoden schützen.

Auch beim Disput über die Territorialansprüche in der Südchinesischen See lässt sich China nicht dreinreden. Im Beisein von Obama an der Pressekonferenz im Weissen Haus erklärte Xi unverblümt, es handle sich um alte chinesische Gewässer und Gebiete.

### So werden Tatsachen geschaffen

Das wird von andern Anrainern bestritten, doch Washington nimmt in der Sache keine Stellung. China verhandelt lange, ausgiebig und ergebnislos mit den Nachbarländern über Verhaltensregeln in den umstrittenen Zonen. Doch dann werden Felsen und Riffe besetzt, künstliche Inseln gebaut und Schiffe an der Durchfahrt gehindert. So werden Tatsachen geschaffen – und Amerika verliert an Einfluss.

Die Obamisten versuchen sich und die Welt immer wieder davon zu überzeugen, dass China «friedfertig, stabil, wohlhabend und kooperativ» ist und sich im Rahmen der Globalisierung zu einem neuen Amerika entwickelt, das sich an die Regeln hält. Die Realität ist eine andere. In Seattle hatte Xi gesagt, es sei wichtig, dass man die gegenseitigen strategischen Absichten richtig lese. Vorerst tut das nur die eine Seite.



Die Ernte fiel dünn aus: Peng Liyuan, Michelle Obama, Xi Jinping, Barack Obama (v.l.).

## Niemand darf nicht zustimmen

Von Christoph Mörgeli

Unter Adolf Ogi herrschte noch Freude. Unter Simonetta Sommaruga herrscht Asylchaos. Asylchaos gibt's nicht erst, wenn Hunderttausende die Grenzen überrennen. Asylchaos entsteht, wenn Wirtschaftsmigranten generell zu Flüchtlingen erklärt werden. Denn wer das tut, zerstört geltendes Recht, nämlich das Asyl- und Ausländergesetz. Wenn unsere Justizministerin verkündet, sie habe sich immer für einen europäischen Verteilungsschlüssel für «Flüchtlinge» eingesetzt, kompostiert sie auch gleich noch die Bestimmungen von Schengen/Dublin. Denn dieses geltende Vertragswerk – seinerzeit von Sommaruga und vom Souverän unterstützt – sieht keinerlei Flüchtlingsquoten für die Mitgliedstaaten vor.

Genau solche hat aber jetzt die EU beschlossen. Gegen erbitterten Widerstand von Ungarn, Tschechien, der Slowakei und Rumänien. Radio SRF übertrug aus Brüssel die schneidende Stimme von Sommarugas Parteikollegen Jean Asselborn, Präsident des EU-Ministerrats: «Nobody has the right not to agree.» Jeder muss zustimmen. Widerstand ist zwecklos. Wenn die störrischen EU-Staaten im Osten nicht gehorchen, können sie was erleben. Jetzt wird nur noch das gemacht, was Mutti Merkel will. Für irgendwas hat sie dem Luxemburger Jean Asselborn schliesslich das Grosskreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland an die Brust geheftet.

«Nobody has the right not to agree.» In der Krise zeigt sich die diktatorische Fratze der Europäischen Union. Jetzt wird's dem Hintersten und Letzten klar: Von Demokratie, Einstimmigkeit und Vetorecht ist plötzlich keine Rede mehr. Dabei klingen uns die lieblichen Schalmeyen beständig in den Ohren: «Beitreten, um mitbestimmen zu können.» So tönt es hierzulande bis heute von den linken und bürgerlichen Europhilen. Doch das angebliche Friedensprojekt wurde zum brutalen Machtgebilde.

«Nobody has the right not to agree.» Kanzlerin Angela Merkel hat dafür das Unwort «alternativlos» erfunden. Doch die Demokratie ist die Staatsform der Alternativen. Es muss immer ein Ja oder ein Nein möglich sein. Wenn es kein Recht mehr gibt, eine Sache abzulehnen, muss auch niemand mehr an die Urnen bemüht werden. Dann kann gleich ein Diktator oder Monarch sagen, wo's langgeht. Das Motto der EU heisst längst nicht mehr: «In Vielfalt geeint». Das gegenwärtige EU-Motto heisst: «Deutschland, befiehl, wir folgen!»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Johannes der Redner

Von Peter Bodenmann — Das zweite Wunder von Bern: Schneider-Amman redet Klartext.



«Es geht mir 1.0986»: Wirtschaftsminister Schneider-Amman.

Bisher galt: Johann Schneider-Amman bredet, und niemand versteht ihn. Er brachte seine Gedanken sprachlich selten auf den Punkt. Steilvorlagen für Giacobbo und Müller.

Ist die Schweiz partiell überbevölkert? Ja. Es gibt in Wissenschaft, Medien und Politik viel zu viele währungspolitische Analphabeten. Für sie macht ein starker Franken die Wirtschaft noch stärker. Ein fester Wechselkurs ist nicht möglich. Und die Nationalbank verliert mit Geld drucken Geld.

Professor Bernholz erklärt den Sachverhalt den Nichtschwimmern gerne so: Was für Norwegen bisher das Öl war, ist für die Schweiz der Franken. Bund und Kantone können Steuern senken, wenn sie jene 400 Milliarden vernünftig anlegen, welche die Nationalbank mit Geld drucken verdient hat. Neu macht sich sogar UBS-Chefökonom Höfert für einen Staatsfonds stark, weil es wirtschaftlich in den USA und in der EU zurzeit viel besser läuft als bei uns.

Die Dänen haben 2015 bewiesen, wie Regierung und Nationalbank eines kleinen Landes die Währungsspekulanten erfolgreich auflaufen lassen können.

Fehlentscheide in Sachen Währungen und Zinsen schlagen in der Regel mit einer Zeitverzögerung von zwölf bis achtzehn Monaten auf die reale Wirtschaft durch. Diesmal geht es

viel schneller. Die Exporte der Schweiz brauchen bereits im August arbeitstagebereinigt um acht Prozent ein.

Die Schweizer Nationalbank ihrerseits hat längst wieder einen neuen, wenn auch noch zu tiefen Mindestkurs eingezogen. Während der Griechenland-Krise lag er bei Fr. 1.03 pro Euro. Jetzt bei Fr. 1.09. Aber sie kann so den Prozess der Deindustrialisierung noch nicht stoppen.

Am 23. September 2015 redet Johann Schneider-Amman im Nationalrat plötzlich Klartext:

«Der Bundesrat nimmt gerne zur Kenntnis, dass die Nationalbank bemüht ist, die Wechselkursrelation [...] zum Euro so zu stützen, dass die Reise in Richtung Kaufkraftparität geht.

Wenn ich in diesen Tagen gefragt werde, wie es mir geht, dann antworte ich normalerweise: «Es geht mir 1.0986.» Und wenn es mir 1.0986 geht, geht es mir schon ein Stück besser, als wenn es mir nur 1.0864 geht. [...] Und die Reise ist selbstverständlich nicht abgeschlossen, Kaufkraftparität ist deutlich über Fr. 1.20.»

Die Sozialdemokraten und Gewerkschaften hätten aufstehen müssen, um mit einer Standing Ovation Johann den Redner zu feiern. Und die Medien hätten Jordan in die Zange nehmen müssen.

Nichts geschah. Weil niemand das zweite Wunder von Bern mitbekommen hat.



# Slalom durch das Volksempfinden

Von Kurt W. Zimmermann — Das neue Motto des Boulevards:  
«Edel sei der *Blick*, hilfreich und gut?»

Heinz Rohn, der Gastwirt des «Muttnerstübli» im Bündnerland, hat ein Problem. Sein Herz verbietet ihm das Hacken von Holz. Das aber braucht er für den Ofen im Saal.

Also bat er um Hilfe beim *Blick*.

Die Boulevardzeitung half gern. Sie schickte vier Holzhacker ins Tal, darunter einen Mitarbeiter der Redaktion. Sie erledigten den Job in einem Tag.

Erstaunlich an der Geschichte ist vor allem, wer aus der Redaktion einen Tag lang Zeit fand, die Axt zu schwingen. Es war René Lüchinger, der Chefredaktor des Blatts.

Lüchinger, so erging das Signal, ist ein hilfsbereiter Mensch. Und der *Blick* ist neuerdings ein hilfsberechtigtes Blatt.

Die Chefetage des *Blicks* versucht wieder einmal eine redaktionelle Volte. Diesmal ist es die Volte der Menschlichkeit. Seit drei Monaten läuft die Aktion «*Blick* erfüllt Wünsche». Der Gastwirt bekommt frisches Holz, der Bauersmann eine Reise im Segelflugzeug, die Nachbarin ein neues Gartenhaus.

Rund um die Flüchtlingskrise blieb auf der Redaktion erst recht kein Auge trocken. Höhepunkt war die Idee, ausgewählte Flüchtlinge in den Newsroom zu laden, wo sie das Blatt mitgestalten durften. Titelzeile: «13 Flüchtlinge aus aller Welt: Wir haben diesen *Blick* gemacht.»

Nun steht der *Blick* mit seinem neuen Humanismus nicht allein. Mit der Aktion «Wir helfen» setzte auch die deutsche *Bild*-Zeitung, so das Selbstlob, «ein Zeichen der Menschlichkeit». Selbst die Fussballer der Bundesliga nähten sich das Signet aufs Trikot, samt dem Logo des Blatts. Sogar die hartgesotenen britischen Tabloids unterbrachen zuletzt ihre üblichen Asylantenattacken. «Wir müssen den Verzweifelten helfen», stand plötzlich als Aufruf in *The Sun*.

Flüchtlinge als PR-Instrumente sind folgerichtig. Bei keiner anderen Frage können Verkaufszeitungen dermassen Profilierung und Polarisierung erzeugen wie bei Immigration und Asyl. Die Ausländerfrage ist der Lackmustest des Boulevards.

Die Geschichte des *Blicks* zum Thema ist entsprechend wechselvoll. Er begann mit der Position der meisten Boulevardzeitungen, einer dosierten Form der Xenophobie. In den achtziger Jahren, unter Chefredaktor Peter Uebersax, waren vor allem die Tamilen im Visier.

Dann rutschte der *Blick* stetig nach links. Die SVP und ihre restriktive Asylpolitik wurde zum publizistischen Todfeind des Blatts. Den



*Kleiner Trost: Blick*-Chef Lüchinger.

Höhepunkt dieses Kurses erreichte die Zeitung nach 2003 unter Chefredaktor Werner de Schepper, einem Sympathisanten des linken SP-Flügels.

2009 kam die Kehrtwende. Der deutsche Chefredaktor Ralph Grosse-Bley, *Bild*-erprobt, kehrte zu den Wurzeln des Boulevards zurück. Unter ihm wie auch unter seiner Kurzeitnachfolgerin Andrea Bleicher bevölkerten nunmehr Scharen straffälliger Ausländer die Schlagzeilen. Messerstecher aus Albanien, Vergewaltiger aus Afrika und Raser aus dem Kosovo wechselten sich auf der Frontseite ab.

Mit Wirtschaftsjournalist René Lüchinger kehrte vor zwei Jahren wieder mehr Nüchternheit zurück. Die zugewanderten Schurken sind von Seite eins verschwunden. Auch der alte Lieblingsgegner ist wieder in Ehren. Zum Foto des ertrunkenen Syrerbuben Aylan Kurdi titelte das Blatt: «Bringt dieses Bild die SVP zur Vernunft?»

Das Einzige, was während des Slaloms konstant blieb, war die sinkende Auflage. Sie sank vom Höchstwert von 390 000 auf unter 160 000. Am Kiosk gehen unter der Woche nur noch 25 000 Exemplare weg.

Ein kleiner Trost war der *Blick*, der von dreizehn Flüchtlingen gestaltet wurde. Er verkaufte sich am Kiosk zehn Prozent besser als sonst, was ein Plus von 2500 Stück ist. Das machte 4000 Franken in der Kasse.

# Der Mitch

Von Beatrice Schlag — Ein Schimpfwort wird umgedeutet.

Am letzten Montag hatte Trevor Noah als Anchorman der «Daily Show» seine TV-Premiere in den USA. Wer sich für Medien interessiert, weiss, dass «The Daily Show» in den USA bei Zuschauern unter 35 als glaubwürdigste Nachrichtensendung galt, obwohl es eine Satiresendung im Newsbereich war. Aber sechzehn Jahre lang hatte ihr Moderator Jon Stewart mit seinem unerbittlichen Blick für lavierende Politiker und manipulierende Berichterstattung daraus eine Show gemacht, die nicht nur zum Lachen, sondern an guten Tagen auch verstörend war. Über seinen Nachfolger Trevor Noah ist in den Schweizer Medien viel berichtet worden, weil er als unehelicher Sohn einer Schwarzen und eines Schweizer in Südafrika aufwuchs. Die südafrikanische Mutter wollte den weissen Vater nicht heiraten. Es war nicht die Klischeegeschichte vom weissen Geschäftsmann, der eine schwarze Frau schwängert und sitzenlässt.

Trevor Noah war erwartungsgemäss zurückhaltend bei seinem ersten Auftritt. Sechzehn Jahre war man an einen andern gewöhnt gewesen, einen über die Politik in seinem Land ungemeint charmant empörten Weissen. Noah ist mehr schwarz als weiss und gerade erst in die USA gezogen. Er war so brillant, wie er als Nachfolger in einer Sendung sein konnte, die noch nicht seine ist. Sein Promi-Gast zum Schluss der Sendung war ein ausserhalb der USA noch unbekannter schwarzer Stand-up-Comedian, der sich selber als «Mitch» bezeichnet, eine Verkürzung von *male bitch*.

Das Wort *bitch* ist in der Schweiz unter jungen Männern geläufig als Synonym für Zicke, für eine, die viel Unfreundliches und Intrigantes erzählt, um im Mittelpunkt zu stehen. Es war erstaunlich, wie schnell es sich ausbreitete, wie oft Männer inzwischen *bitch* sagen, wenn von einer Frau die Rede ist. In dem männerlastigen Beruf, ich dem ich arbeite, kamen mir zu *bitch* meist eher Männer als Frauen in den Sinn. Offenbar war das nicht nur falsch. Aber wenn ein Mann in den USA heute von sich sagt: «Ich bin ein «Mitch», Weiber gehen mir auf die Nerven mit ihrem Getue und ihren Kompliziertheiten, und arrogant bin ich selber», klingt es eher selbstgefällig als selbtkritisch. Das Wort hat also gute Chancen, bei uns adoptiert zu werden.





*Hocheffizient: VW-EA-189-Turbodieselmotor.*

## Technik

# Hymne auf den Diesel

Die Manipulationen bei Volkswagen haben das faszinierende Antriebssystem des Dieselmotors in Verruf gebracht. Zu Unrecht. Der Dieselmotor weist nach wie vor einen höheren Wirkungsgrad als der Benzinmotor auf. Abgasnachbehandlungen ändern daran nichts. *Von Christopher Onder*

**D**ieselmotoren sind sogenannte Selbstzündler. Die in den Zylinder eingebrachte Luft wird durch die Aufwärtsbewegung des Kolbens komprimiert und aufgeheizt. Erst am Ende der Kompressionsphase wird der Treibstoff in den Zylinder eingespritzt. Das so gebildete Gemisch aus Luft und Kraftstoff entzündet sich bei diesen Temperaturverhältnissen spontan. Durch die schnell und heiss ablaufende Verbrennung wird ein ausgezeichneter Wirkungsgrad erzielt, das heisst, ein sehr grosser Anteil der im Treib-

stoff enthaltenen Energie kann in Nutzarbeit umgesetzt werden.

Die heisse Verbrennung wiederum führt zu einer teilweisen Oxidation des in der Luft enthaltenen Stickstoffs. Die so gebildeten Stickoxide, kurz  $\text{NO}_x$ , sind schädlich für Mensch und Umwelt und daher streng vom Gesetzgeber limitiert. Massnahmen zur Absenkung der Verbrennungstemperatur, so zum Beispiel das Verschieben des Einspritzzeitpunktes oder die Abgasrückführung, gehen immer mit einer Verschlechterung des Wirkungsgrades

und somit mit einer Verschlechterung der Energieeffizienz einher. Es ist also ein laufender Kompromiss zwischen Effizienz und Emissionen nötig.

Die vom Gesetzgeber festgelegten Schadstoffgrenzwerte sind mittlerweile so tief angesetzt, dass es unverhältnismässig wäre, deren Einhaltung ausschliesslich durch Massnahmen innerhalb des Motors erreichen zu wollen. Aus diesem Grund wird dem eigentlichen Motor eine aufwendige Abgasnachbehandlungsanlage nachgestellt.

Beim Benzinmotor haben sich Dreiwegekatalysatoren zur Abgasnachbehandlung bestens bewährt. Diese Katalysatoren reduzieren einerseits die Stickoxide, oxidieren aber auch Kohlenwasserstoffe und Kohlenmonoxid, zwei weitere relevante Schadstoffe. Benzinmotoren können daher sehr schadstoffarm betrieben werden. Diese Dreiwegekatalysatoren funktionieren jedoch nur korrekt, wenn genau so viel Luft an der Verbrennung teilnimmt, wie es für die vollständige Verbrennung der eingespritzten Kraftstoffmenge benötigt.

Der Dieselmotor wird aufgrund von Eigenschaften des Kraftstoffes möglichst immer mit Luftüberschuss betrieben. Deshalb funktioniert dieses Konzept hier nicht.

Zur Abgasnachbehandlung müssen deshalb Systeme verwendet werden, die gezielt die Stickoxide im sauerstoffhaltigen Abgas reduzieren können. Dafür stehen unter anderem Stickoxid-Speicherkatalysatoren oder selektive katalytische Reduktionssysteme (SCR-Systeme) zur Verfügung.

**1—Der Speicherkatalysator:** Hier werden die im Abgasstrom enthaltenen Stickoxide auf einem speziellen Material eingespeichert. Je mehr Stickoxide durch die Verbrennung produziert werden, desto schneller ist der Speicher voll und muss entleert werden. Diese Entleerung wird gezielt durch einen speziellen Motorbetriebsmodus hervorgerufen. In diesem Modus reagieren gezielt erzeugte andere Abgasbestandteile mit den eingespeicherten Stickoxiden zu ungiftigem Stickstoff und Kohlendioxid. Der Fahrer merkt von diesem Vorgang höchstens durch eine plötzlich ansteigende Verbrauchsanzeige etwas. Allerdings ist der Dieselmotor für diesen speziellen Betriebsmodus nicht ausgelegt, was wiederum zu einem sehr schlechten Wirkungsgrad führt. Je besser also die Verbrennung des Motors im Normalbetrieb ist, umso mehr

Stickoxide werden gebildet und umso häufiger muss der Speicherkatalysator im ineffizienten Betriebsmodus geleert werden.

**2—Die SCR-Systeme:** Bei dieser Abgasnachbehandlung, die in den modernen Lastwagen (Euro 5 und Euro 6) sowie in den Euro-6-Diesel-Personenkraftwagen (PKW) eingebaut ist, werden die ungewollten Stickoxide mit einem zusätzlichen Reaktionsmittel (Adblue) reduziert. Dieses Reaktionsmittel muss im Fahrzeug mitgeführt werden und wird direkt in den Abgasstrang geführt. Damit kann unab-

## Entscheidend ist der richtige Kompromiss zwischen Verbrauch und Emissionen.

hängig vom Betrieb des Motors die Stickoxidemission gesenkt werden, denn es entstehen ungiftiger Stickstoff, Kohlendioxid und Wasserdampf. Allerdings sind die Installation des SCR-Systems und dessen Betrieb mit zusätzlichen Kosten verbunden: Der Adblue-Tank muss regelmässig gefüllt werden, die Dosiereinrichtung benötigt Steuerungs- und Überwachungselektronik und das System braucht zusätzlichen Platz.

### Die Verantwortung des Herstellers

Auch mit der Abgasnachbehandlung kann der Konflikt zwischen Verbrauch und Emissionen nicht perfekt gelöst werden. Trotzdem ist der Wirkungsgradvorteil des Dieselmotors gegenüber dem Benzinmotor immer noch so gross, dass sich sein Einsatz lohnt. Deshalb sind Nutzfahrzeuge, bei denen Wirtschaftlichkeit im Vordergrund steht, fast ausschliesslich mit einem Dieselmotor und heutzutage mit einem zusätzlichen SCR-System ausgerüstet.

Der PKW-Käufer reagiert nicht ganz so sensibel auf den Kraftstoffverbrauch wie derjenige eines Nutzfahrzeugs. Er schaut stärker auf den Anschaffungspreis. Deshalb nimmt man beim PKW für die kostengünstigere Abgasnachbehandlung mit dem Speicherkatalysator einen etwas erhöhten Kraftstoffverbrauch in Kauf.

Der Kompromiss zwischen Kraftstoffverbrauch und Emissionen wird im Bereich der Rohabgase (vor der Abgasnachbehandlung) im Steuergerät programmiert, das alle Funktionen des Motors überwacht und regelt. Damit ist es möglich, den Motor in einem breiten Anwendungsgebiet zu betreiben und von Modell zu Modell immer den richtigen Kompromiss einzugehen. Das heisst: In jedem Betriebspunkt wird der entsprechende Kompromiss so gewählt, dass im Zulassungszyklus die geforderten Emissionswerte als Ganzes erreicht werden.

Durch die hohe Zahl an Komfortfunktionen (Navigationsgerät, ABS, Airbag et cetera) sind in modernen Fahrzeugen mittlerweile sehr viele Sensoren verbaut. Anhand dieser Systeme kann unter anderem relativ einfach festgestellt werden, wenn sich das Fahrzeug zum Zweck eines Emissionstests auf einem Rollenprüfstand befindet. Wird diese Information dazu verwendet, um die Einstellung des Motors im Steuergerät anzupassen, ist dies selbstverständlich nicht im Sinne des Gesetzgebers.

Es liegt also einzig und allein in der Verantwortung des Herstellers, dass er die Einstellmöglichkeiten des Steuergeräts nicht missbraucht. An der Tatsache, dass der Dieselmotor mit dem entsprechenden Abgasnachbehandlungssystem ein zwar nicht billiges, aber hocheffizientes Antriebssystem darstellt, ändert sich jedoch nichts.

Christopher Onder ist Professor am Departement Maschinenbau und Verfahrenstechnik der ETH Zürich und gilt weltweit als Experte für die modellbasierte Kontrolle und Optimierung von Motoren.



# Go big

Kommen Sie mit Ihrer Firma vorwärts, kommen Sie zu Regus. Bei uns wächst Ihr Büro mit Ihrer Firma mit und hat stets die richtige Grösse.

**Regus, where smart businesses work.**

Rufen Sie uns an auf 043 456 9584  
oder gehen Sie auf [de.regus.ch](http://de.regus.ch)



Büros



Meetingräume



Business Lounges



Coworking Space



Virtuelle Büros



Regus™

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man die Kabinencrew auffordern, den Piloten zu bitten, seine Durchsage nochmals deutsch und deutlich zu wiederholen, da man aufgrund der furchtbar degenerierten Sprechweise praktisch kein Wort verstanden hat?

*Fredy Bolliger, Wiezikon*

Die Durchsage des Captains beinhaltet stets aviatische Informationen (Flughöhe, Distanzen, Temperatur et cetera), mit denen der Passagier eigentlich gar nichts anfangen kann. Es handelt sich bei diesem Ritual um eine Art Gebet, das Passagieren gleich welcher Religion oder Herkunft Vertrauen einflössen soll. Es ist wie bei der lateinischen Messe: Je weniger man versteht, desto besser. Also: Stören Sie den Captain bitte nicht, er weiss schon, was er tut.

*Alex Baur (Privatpilot)*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Zum gegenwärtigen Zeitpunkt erleben wir in Deutschland wiederum einen Ablasshandel.» *Albert A. Stahel, Wädenswil*

### Das soll gesund sein

Nr. 39 – «Wie viele Muslime verkräftet Europa?»; Titelbild

Kompliment für das Titelbild! Hab schon sehr lange nicht mehr so spontan lachen müssen, was ja gesund sein soll!

*Daniel Schibler, Porto Ronco*

### Freikauf der Seelen

Nr. 39 – «Europa schafft sich ab»; Thilo Sarrazin über Flüchtlinge

Die Reformation von Martin Luther (1483–1546) wurde im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation insbesondere durch die Ablassbriefe der katholischen Kirche ausgelöst. Mit dem Kauf dieser Briefe wurde den gutgläubigen Menschen die Absolution von ihren Sünden und damit der Freikauf ihrer Seelen versprochen. Mit dem eingetriebenen Geld sollte der Neubau der Peterskirche in Rom finanziert werden.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt erleben wir in Deutschland wiederum einen Ablasshandel. Dieser weist allerdings eine weit grössere Dimension des Verbrechens auf. Mit ihrer Einladung an die Flüchtlinge aus dem Mittleren Osten verfolgt Frau Merkel nichts anderes als einen Ablasshandel. Sie, ihre Clique und die Wirtschaftsbosse Deutschlands erhoffen sich dadurch den Freikauf und die Reinwaschung ihrer Seelen und jener ihrer Nachkommen von den durch die Nationalsozialisten begangenen Verbrechen. Dabei sind sie als Gegenleistung für diesen Ablass skrupellos bereit, die Zukunft ihres Volks zu opfern. Durch diesen Ablasshandel dürfte aber nicht nur das deutsche Volk, sondern auch die Kultur von ganz Europa und damit die Zukunft dieses Halbkontinents zerstört werden.

*Albert A. Stahel, Wädenswil*

Was würde man wohl sagen, wenn eine Berggemeinde, anstatt einen Schutzwald zu pflanzen, um Lawinengänge zu verhindern, für viel Geld ein System von Kanälen bauen würde, um die immer wieder zu Tale gehenden Lawinen schön gleichmässig auf alle Häuser zu leiten? Dies gemäss dem edlen Gedanken der Solidarität.

Genau das aber tun die Politiker dieser Welt, um das Flüchtlingsproblem scheinbar zu lösen. Wenn wenigstens damit den Flüchtlingen geholfen wäre. Aber in Europa, wo in vielen Ländern grosse Arbeitslosigkeit herrscht, werden die Flüchtlinge zwar nicht verhungern, aber ebensowenig glücklich werden. Wann



«Kompliment!»: Titelblatt der letzten Ausgabe.

endlich raffen sich die Politiker dazu auf, Diktatoren, Kriegstreiber und Ausbeuter in den DrittWeltstaaten wirksam zu bekämpfen und so die Flucht der Bevölkerung überflüssig zu machen?

*Max Salm, Umiken*

### Falsche Fanfaren

Nr. 39 – «Göttinnendämmerung»; Gertrud Höhler über Angela Merkel

Zu welchen Folgen die derzeitige Entwicklung noch führen könnte, ist bislang nur in Ansätzen erkennbar. Fest steht aber schon jetzt, dass Frau Merkel mit ihrem Willkommensfanfarenstoss diese Folgen zumindest wesentlich verstärkt, wenn nicht gar mit verursacht hat. Sowohl innenpolitisch als auch auf EU-Ebene sind diese Entwicklungen erst in Ansätzen erkenn- und spürbar. Wer die weltweite Wirkung der eigenen öffentlichen Verlautbarungen nicht abschätzen kann, ist für Regierungsaufgaben ungeeignet. Wann tritt Frau Merkel zurück?

*Hermann Schubart, Marburg, Deutschland*

### Absicherung gegen Totalitarismus

Nr. 39 – «Frei wie die Väter waren»; François Schaller über die Bilateralen

Frei wie die Väter werden wir wohl nicht mehr ganz. Aber das EU-Beitritts-gesuch muss zurückgezogen werden. Die EU wird niemals

mehr die Vereinigten Staaten von Europa – was vor Merkel noch denkbar war. Was bringt uns dieses Konzept zur Überwindung nationalstaatlicher Souveränität und Demokratie? Schneider-Ammann kann nicht mehr in den USA unser duales Bildungssystem verbreiten. Mit dem Hub für die chinesische Währung wäre Schluss. Ebenso mit Guten Diensten. Wenn Berlin so weitermacht, müssten Schweizer vielleicht gegen Russland in den Krieg ziehen. Wollen wir das für einheitliche Roaming-Gebühren? Andere Vorteile sind nicht ersichtlich. Demokratie bringt nicht die beste und schnellste Lösung – da wäre ein gütiger, weiser Alleinherrscher effizienter. Demokratie ist die einzige Absicherung gegen Totalitarismus. Weder Briten noch Griechen sind plötzlich kommunistisch infiziert. Sie wissen einfach, dass man eine Regierung abwählen kann, niemals aber die EU. Letztlich ist die Verbundenheit mit dem Volk wichtiger als das Links-rechts-Schema. Wobei: Kann mal jemand erklären, was an Hitlers Volksstaat «rechts» gewesen sein soll? Früher wurde der Nationalsozialismus als Extremismus der Mitte gelehrt. Stalin links, Mussolini rechts. Der hielt übrigens Rassismus für reinen Blödsinn. Er träumte von der Wiederauferstehung des Römischen Reiches der Antike. Der Duce war zwar grössenwahnsinnig, aber im Gegensatz zu Hitler immerhin ein gebildeter Diktator. Faschismus und Nationalsozialismus sind nicht dasselbe.

Elisabeth Monika Oesch, Zürich

### Kühle Berechnung

Nr. 39 – «SRF ausser Kontrolle»; Rico Bandle über das Schweizer Fernsehen

Dass ein grosser Teil der Medien orchestriert «mit ganzem Hass» gegen die SVP antritt, hat mit Emotion wenig, mit kühler Berechnung viel zu tun. Die Vordenker von Links-Grün befürchten zu Recht, dass weite Kreise ihres Umfelds für die Wahlbotschaft der SVP Sympathien hegen. Deshalb das auffällige, verzweifelte Bemühen, die eigenen Leute bei der rot-grünen Stange zu halten. Beim «Kassensturz» im staatlichen Fernsehen selbst unter Inkaufnahme flagranter Verletzung interner Richtlinien für «besondere Sorgfalt» in Wahlzeiten.

Werner Martignoni, Muri bei Bern

### Sechs Fragen an Sommaruga

Nr. 39 – «Von Amtes wegen überfordert»; Hubert Mooser über Simonetta Sommaruga

Sehr geehrte Frau Bundespräsidentin Sommaruga. Ich möchte Ihnen ein paar Fragen stellen und hoffe, eine Antwort von Ihnen zu bekommen.

1. Wie stellt sich der Bundesrat die Zukunft bezüglich der Asylanten vor? In der Genfer Konvention ist ganz klar beschrieben, wer ein Flüchtling ist und wer nicht. Ich wie auch viele meiner Freunde sind der Meinung, dass die

grosse Mehrheit der Menschen aus Eritrea nicht unter Flüchtlinge eingestuft werden können. Es herrscht kein Krieg und viele von ihnen sind nicht politisch Verfolgte.

2. Warum wählen viele Eritreer gerade die Schweiz als ihr Ziel aus? Ich habe Statistiken aus Österreich wie auch aus Deutschland, und in diesen Ländern findet man unter den «Flüchtlingen» sehr wenige aus diesem Land.

3. Wie wollen Sie die eigene Bevölkerung vor Übergriffen dieser Einwanderer schützen? Ein grosser Teil unserer Bevölkerung hat Angst vor der Zukunft!

4. Die Kosten bezüglich der Flüchtlinge explodieren. Von wem und wie soll das finanziert werden? Kostenlose Ärzte, Anwälte, Integration und so weiter.

Die Kriminalität hat extrem zugenommen, und es soll bei der Armee wie auch bei der Polizei gespart werden. Für mich als stolzer Bürger dieses Landes ist das einfach nicht nachvollziehbar.

5. Die Meinungsfreiheit der eigenen Bevölkerung wird seit einiger Zeit stark eingeschränkt, man wird als Nazi und Fremdenhasser eingestuft, wenn man etwas über Flüchtlinge sagt und schreibt.

6. Warum wird die Abschiebung krimineller Ausländer nicht umgesetzt? Die Mehrheit der Bevölkerung hat an der Urne ganz klar gesagt, dass man sie ausweisen müsse. Es wird nur sehr zögerlich davon Gebrauch gemacht.

Sehr geehrte Frau Bundespräsidentin, ich bin erbost und fühle mich als Schweizer Bürger von «meiner» Regierung nicht mehr ernst genommen!

Ich bedanke mich im Voraus recht herzlich für Ihre baldige Antwort und wünsche Ihnen wie auch dem ganzen Schweizer Volk für die Zukunft alles Gute.

Mit freundlichen Grüssen:  
Dominik Eltschinger, Menzingen

## Einspruch

# Solidargemeinschaft

Roger Köppel schlägt einen befremdlich neuen Ton an.  
Von René Scheu

Lieber Roger, was Du hinlegst, ist ein publizistischer Parforceritt. Auftritt folgt auf Auftritt, und ungeachtet all der neuen Verpflichtungen, die Deine politische Bewerbung mit sich bringt, erscheint weiterhin jede Woche ein spitzes Editorial aus Deiner Feder. Du besetzt die Themen – und eines vor allen anderen. Die *Weltwoche* hat sich im Diskurs über Flüchtlinge und Sozialmigranten als harte Gegenstimme zu moralisch getriebenen Affekthandlungen positioniert. Und jawohl, was momentan in Europa passiert, ist in der Tat «Wahnsinn».

Das alles kann ich nachvollziehen. In Deinem letzten Editorial schlägst Du jedoch einen Ton an, der mich erstaunt bis befremdet. Du stimmst ein Loblied auf die «Nation», den «Staat», das «Staatsvolk» an. Du sprichst von einer «Solidargemeinschaft». Du nennst Nationen «kollektive Persönlichkeiten». Und dann finden sich auch Formulierungen wie: der «Staat» und «seine Bürger», der «Staat» und «seine Leute». Diese kollektivistische Rhetorik ist neu. Bisher hast Du Wert darauf gelegt, es andersherum zu sehen: Der Staat gehört den Bürgern, nicht die Bürger dem Staat. Die modernen Grossgesellschaften, in denen wir leben, sind keine eigenen Persönlichkeiten mit gemeinsamer Zielsetzung nach dem Vorbild von Stammesgesellschaften. Sie haben kein Eigenleben. Es sind, ganz nüchtern, Zwangskollektive, die nach gemeinsam festgelegten Spielregeln funktionieren – ohne höhere Zwecke oder Weihen, dafür aber mit Leuten, die nach ihrem eigenen Glück streben (und damit hoffentlich auch das Glück der anderen befördern). Deine Überlegungen münden in den an Carl Schmitt gemahnenden Satz: «Politik ist die Kunst, zwischen uns und den anderen zu unterscheiden.» Wirklich? Eine solche Politik appelliert an die moralischen Instinkte des Stammesgenossen in uns. Derselbe Reflex ist es, der bewährte Kollektivistinnen über Jahrzehnte erfolgreich daran arbeiten liess, einen Sozialstaatshonigtopf zu schaffen, auf den nun auch ferne Sozialmigranten Anspruch erheben. Was wir brauchen, sind mehr frei denkende – und gerne intelligent provozierende – Individuen, aber weniger Kollektivistinnen jeder Art.

Mit kollegialen Grüssen, René

René Scheu ist Philosoph und Herausgeber des liberalen Autorenmagazins *Schweizer Monat*.

# «Alle haben Angst vor der SVP»

Ihre Duelle sind legendär, beide haben ihre Parteien zu historischen Wahlsiegen geführt: Christoph Blocher (SVP) und Peter Bodenmann (SP) streiten über Flüchtlinge, die Bilateralen und Karl Marx. Sie erklären, wie es nach den Wahlen weitergeht, und ziehen Bilanz über ihr Politikerleben. *Von Philipp Gut und Thomas Andenmatten (Bilder)*



Ihre Namen stehen – neben politischen Erfolgen und Abstürzen – für klare Positionen, Kampflust und Humor: Die *Weltwoche* hat alt Bundesrat Christoph Blocher (SVP) und den ehemaligen SP-Präsidenten

und Walliser Staatsrat Peter Bodenmann zu einem Streitgespräch über die heissen politischen Fragen der Gegenwart geladen und sie um einen Blick in die Vergangenheit und Zukunft gebeten. Ein erstes Treffen hätte auf Anregung von Bodenmann auf der Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht stattfinden sollen. Blocher sagte zu, er fürchte sich nicht vor dem Teufel. Doch ein diabolisches Missverständnis vereitelte den Plan. Der zweite, gelungene Anlauf fand dann in der Heimat des Sozialdemokraten statt. Ihre Schärfe und ihren Wortwitz haben die alten Widersacher nicht verloren. Dennoch war spürbar, dass die beiden Alpkameraden – bei allen inhaltlichen Differenzen – einander mit Achtung begegnen.

**Herr Bodenmann, wir sitzen hier in Ihrer Heimatstadt Brig mit Blick auf den Stockalperpalast. Wie ich Sie kenne, hatten Sie sicher einen Hintergedanken, weshalb Sie uns gerade hierhergeführt haben.**

Stockalper war der Fugger der Hochalpen. Er machte sein Geld 150 Jahre nach Marignano mit dem Verkauf der Söldner. Dieses Schloss ist also mit dem Blut und den Seelen der Walliser gebaut worden.

**Herr Blocher, sehen Sie das historische Söldnerwesen auch so düster?**

Als man die Soldaten nur ausgeliehen hat, ging es ja noch. Schlimmer war die Eroberung von Gebieten, die mit Marignano ein Ende fand. Doch ich bin ja ein Zürcher. Diese haben das Söldnerwesen früh verboten. Die Walliser brauchten etwas länger.

*Bodenmann:* Ich dachte immer, die Blochers seien Wirtschaftsflüchtlinge aus Deutschland, die erst nach der Französischen Revolution in die Schweiz kamen.

*Blocher:* Halten wir es mit der Wirklichkeit: Mütterlicherseits sind wir Schweizer seit der Schlacht von Sempach. Mein Urgrossvater väterlicherseits wurde am Anfang des 19. Jahrhunderts in die Schweiz geholt, als Lehrer in eine der ärmsten Gemeinden Europas – nach Schattenhalb im Berner Oberland.

Also als Fachkraft ...

*Blocher:* Ja, er kam in die Schweiz, weil man ihn brauchte – das ist das Gegenteil eines Wirtschaftsflüchtlings. Der Urgrossvater war dort 23 Jahre lang Lehrer und wurde nachher eingebürgert. Dafür zahlte er zwei Jahressaläre. Damals war das Bürgerrecht noch etwas wert.

*Bodenmann:* Das heisst, die Schweiz wird durch Zuwanderung vitalisiert. Das zeigen die Beispiele der Wirtschaftsflüchtlingfamilien Blocher, Köppel, Freysinger. Wir sind ein offenes Land.

*Blocher:* Das soll auch so bleiben. Wenn wir Leute brauchten, haben wir sie immer geholt. Aber jetzt haben wir eben eine Masseneinwanderung. Die ist schädlich und senkt die Produktivität. 100 000 Fremde pro Jahr anzusiedeln – das kann die Schweiz nicht verkraften. Die Begrenzung hat der Souverän beschlossen.

*Bodenmann:* Vor vier Jahren machten Sie eine Kampagne gegen die Menschen aus dem Kosovo.

**Bodenmann: «Sollen wir denn diese Blocher-Mauer aufstellen?»**

*Blocher:* Die Initiative gegen die Masseneinwanderung hat nichts mit dem Kosovo zu tun. Sie verlangt die gleiche Regelung, die die Schweiz von 1970 bis 2007 hatte. Es funktionierte gut bei starkem Wirtschafts- und Lohnwachstum, geringer Arbeitslosigkeit, ohne die exzessive Zuwanderung.

*Bodenmann:* Nochmals: Ihr habt brutale Plakate publiziert gegen die Kosovaren. Wenn Sie sich daran nicht erinnern können, mag das am Älterwerden liegen oder am Wahlkampf.

*Blocher:* Die SVP der Stadt Zürich war nicht gegen die Kosovaren, sondern gegen ein Integrationsnetz für Leute, die sowieso wieder nach Hause müssen.

**Die Migrationspolitik hängt heute stark vom Schengen/Dublin-Abkommen ab. Herr Bodenmann, selbst die regierungsnahen NZZ hält dieses System für «längst gescheitert».**

Ich war in dieser Phase politisch nicht aktiv. *Blocher:* So können Sie sich doch nicht herauschleichen. Sie gehörten nie zu den Gegnern.

*Bodenmann:* Ich habe nie begriffen, wieso die

Griechen und die Italiener Schengen/Dublin zustimmten. Bei den Schweizern ist es anders: Sie wären eigentlich in einer komfortablen Lage, wenn das System funktionieren würde.

*Blocher:* Jedes System ist nur so viel wert, wie es funktionieren kann. Die ganze EU-, Euro- und Dublin-Konstruktion ist eine Fehlkonstruktion.

*Bodenmann:* Machen wir kein Birchermüesli.

*Blocher:* Es ist ein Birchermüesli – von Ihrer Politik mitgestaltet.

**bleiben wir noch einen Augenblick beim Thema.**

*Bodenmann:* Es gibt zwei Möglichkeiten: Wir machen entweder eine Blocher-Mauer um die ganze Schweiz, oder wir hoffen, dass es europaweit zu Quoten kommt. Gleichzeitig muss man versuchen, die Fehler zu korrigieren, die vor allem die Amerikaner und die Saudis im arabischen Raum gemacht haben.

**Was müsste die Schweiz denn tun?**

*Bodenmann:* Sie müsste viel mehr tun in Bezug auf Flüchtlingslager in der Türkei, in Jordanien, im Libanon. Dort herrschen untragbare Zustände. Es wird aber immer viele Grenzgänger geben, die versuchen, mit ihren Familien nach Europa zu kommen. Sie muss man mittels Quoten verteilen.

**Das Problem ist doch, dass diese Immigranten unterschiedslos und oft missbräuchlich unter dem Titel «Asyl» einreisen.**

*Bodenmann:* Sollen wir denn diese Blocher-Mauer aufstellen?

*Blocher:* Ein Unsinn wird durch Mehrfachbehauptung nicht sinnvoller. Eine Grenze ist keine Mauer. Vor Schengen/Dublin nahmen wir pro Jahr 80 000 Illegale und Verbrecher fest und haben viele weitere abgehalten. Nur schon konsequente Kontrollen würden das Problem massiv verbessern. Warum wurde Schengen/Dublin gemacht? Die EU sagte: «Wir gehören alle zusammen, wir schaffen darum Grenzen ab.» Das ist Stumpfsinn. Grenzen sind Linien, die die Verantwortungsräume für die Politiker umreissen – darum haben Politiker sie nicht gern. Das Konzept von Schengen versprach, die Auschengrenzen hermetisch abzuriegeln. Aber das kann man ja gar nicht. Die Schweizer haben diesem Unsinn zugestimmt, aber nur, weil man versprach, es kämen dann weniger Asylsuchende.

**Was ist denn Ihre Forderung?**

*Blocher:* Wir müssen wieder zurück zur Ei-



«Überschiessend selbstkritische Tendenz»: Politiker Bodenmann, Blocher, vor dem Stockalperpalast in Brig.

genverantwortung und zur Grenzkontrolle. Und wir dürfen nur Flüchtlinge aufnehmen, die an Leib und Leben bedroht sind, aber keine Wirtschaftsflüchtlinge.

**Herr Bodenmann, wie würden Sie das Problem lösen?**

*Bodenmann:* Unter Justizminister Blocher kamen prozentual mehr Flüchtlinge in die Schweiz als unter Simonetta Sommaruga.

*Blocher:* Oh, welcher Unsinn. Im Moment kommen zwar mehr Asylsuchende nach Deutschland, weil Frau Merkel alle «willkommen» hiess. Die fünf Jahre zuvor kamen prozentual immer wesentlich mehr in die Schweiz als nach Deutschland.

**Dieses Jahr erwartet die Schweiz rund 30 000 Asylgesuche. Wie viele waren es denn unter Ihnen, Herr Blocher?**

Durch eine konsequente Asylpolitik sanken sie von 21 000 auf 10 000. Wäre ich im Amt geblieben, wären es 8 000 geworden.

*Bodenmann:* Wir können doch zugeben, dass die Schweiz bisher von dieser grossen Welle verschont geblieben ist. Ich gehe davon aus, dass dies nicht so bleiben wird – ausser wir kommen zu einer europäischen Verteilung, bei der die Schweiz aber nicht mitbestimmen kann, weil sie nicht Mitglied der EU ist. Wenn wir aus Schengen/Dublin austreten, werden wir die Probleme nicht in den Griff bekommen.

*Blocher:* Die deutsche «Willkommenskultur» war nur von kurzer Dauer. Jetzt müssen die anderen Länder die Lasten übernehmen. Doch mit Quoten können die Länder jede Verantwortung abgeben. Es herrscht eine verantwortungslose Führungslosigkeit. Sie werden sehen: Diese Länder werden überrannt werden.

*Bodenmann:* Das sind doch blochersche «Schreckmümpfeli».

*Blocher:* Schauen Sie nur nach Deutschland: Frau Merkel sagt ja schon jetzt, sie könnten den Ansturm nicht mehr bewältigen.

**Herr Bodenmann, Sie schwärmen nach wie vor unbeirrt von der EU. Sie müssen gute Argumente haben.**

Ich habe nie geschwärmt.

*Blocher:* Immer.

*Bodenmann:* Die Frage ist, was geschehen wäre, wenn wir in den EWR gegangen wären. Wir wären heute in einer komfortableren Situation. Innerhalb der EU haben die wirtschaftlich starken Regionen überproportional profitiert. Faktisch sind wir heute EU-Mitglied, einfach ohne Mitsprache. Wir haben erfolgreich die Personenfreizügigkeit eingeführt.

*Blocher:* Sehr erfolgreich! (*Lacht ironisch*)

*Bodenmann:* Sie wird sicher nicht rückgängig gemacht werden.

*Blocher:* Haltet ihr euch denn nicht mehr an

die Verfassung? Das Volk hat nein gesagt zur Personenfreizügigkeit und ja zu einer klaren Alternative.

**Wie soll die Initiative denn nun umgesetzt werden?**

*Bodenmann:* Es braucht ein Ausführungsgesetz. Wenn jemand das Referendum dagegen ergreift, stimmt das Volk ab.

*Blocher:* Meinen Sie, wir seien so dumm, ein Referendum zu ergreifen? Dann würde ja

---

**Blocher: «Die anderen Parteien samt dem Bundesrat wollen nicht über die heissen Themen reden.»**

---

wieder das alte Gesetz gelten, das die Bürger ändern wollen.

*Bodenmann:* Die SVP hat keine Bündnispartner. Die FDP sagt, es gebe nur zwei SVP-Bundesräte, wenn die Partei voll für die Bilateralen sei.

*Blocher:* Das Volk hat am 9. Februar 2014 gegen die Personenfreizügigkeit gestimmt, auch sechzehn Kantone. Wenn die anderen Parteien das nicht umsetzen wollen, müssen die Wahlen dies ändern.

**Gilt das auch für die linke Alpeninitiative?**

*Blocher:* Ja, ich war auch für deren Umsetzung – von Grenze zu Grenze. Aber SP-Verkehrsminister Moritz Leuenberger erklärte, dies sei international nicht erlaubt.

*Bodenmann:* Sie waren gegen die Vierzig-Tonnen-Lastwagen. Und was machte denn die SVP mit der Zweitwohnungsinitiative?

*Blocher:* Der SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz handelte mit Initiatorin Vera Weber einen Kompromiss aus.

*Bodenmann:* Das ist ein löchriger, verfas-

sungswidriger Käse.

*Blocher:* Ja – für Sie, der das Gegenteil wollte. **Der Bundesrat wirkt gegenüber der EU orientierungslos. Was raten Sie ihm?**

*Bodenmann:* Der Text der Masseneinwanderungsinitiative ist Gummi. Die Vorgabe lautete: «Nicht mehr als 40 000 pro Jahr.»

*Blocher:* Diese Vorgabe gab es nirgends.

*Bodenmann:* Herr Gut hat mich gefragt, was meine Meinung ist. Also: Sie haben die Abstimmung knapp gewonnen. Aber gewonnen ist gewonnen. Ich würde die Zuwanderung mit EU-kompatiblen Mitteln stabilisieren.

**Also bei 100 000 pro Jahr?**

*Bodenmann:* Nein, bei 40 000 bis 50 000. Das ist ganz einfach zu bewerkstelligen: Man muss erstens europäische Lebensmittelpreise einführen, zweitens die Subventionen für die Landwirtschaft halbieren, drittens dafür sorgen, dass Parallelimporte auch für Migros und Coop möglich sind, und viertens die Mindestlöhne erhöhen. Denn es geht letztlich um die Produktivität.

*Blocher:* Wieder neue Versprechen. Die Produktivität ist ja gerade wegen der Zuwanderung gesunken.

*Bodenmann:* Das ist nicht einmal ganz falsch. Das BIP pro Kopf ist tatsächlich gesunken. Und es sinkt weiter, auch dank der SVP-Kampagne für den starken Franken.

*Blocher:* Ich wusste gar nicht, dass wir so mächtig sind. Seit wann dirigieren wir denn die Nationalbank? Die SP hat ja Vertreter im Bankrat – stellt sogar den Präsidenten –, die SVP nicht.

**Herr Blocher, ich verstehe es noch immer nicht ganz. Sind Sie denn nun für oder gegen die bilateralen Verträge?**



«*Blochersche Schreckmümpfeli*»: Bodenmann.



Wir sind für sinnvolle bilaterale Verträge, nur gegen einen einzigen von Hunderten von Verträgen: Jenen zur Personenfreizügigkeit lehnen nicht nur wir ab, sondern auch das Schweizervolk. Als Weiteres bekämpfen wir den EU-Beitritt und wollen keine fremden Richter, wie dies durch den bilateralen Rahmenvertrag angestrebt wird. Bei der SP steht der EU-Beitritt im Programm, auch wenn Präsident Christian Levrat vor den Wahlen erklärt, die SP wolle jetzt nicht in die EU. Das ist doch keine seriöse Politik.

*Bodenmann:* Ich bin nicht Levrats Pressesprecher.

**Sie überblicken beide Jahrzehnte der Schweizer Politik. Ihre «Arena»-Duelle in den 1990ern waren legendär. Wie hat sich die politische Kultur seither entwickelt?**

*Blocher:* Damals wollte das Fernsehen noch verschiedene Meinungen präsentieren und Leute, die ihre Positionen klar vertreten. Heute holt man möglichst viele Leute, damit niemand auffällt. Ich werde auf «Arena»-Sendungen gar nicht mehr angesprochen.

**Herr Bodenmann, sehen Sie einen generellen Wandel der Debattenkultur?**

In der Politik sollen und müssen alle ihre Positionen authentisch einbringen. In einer ersten Phase soll es in Gottes Namen auch *klöpfen*. Die Leute müssen sehen, wer wofür eintritt. Dann kommt der Punkt, wo das System versuchen muss, konstruktiv Lösungen zu finden. Das geht nur bei flexibler Geometrie: wenn alle wesentlichen Kräfte Bündnisse mit allen anderen eingehen können. Heute sind wir in einer neuen Situation, alle haben Angst vor der SVP. Dies führte ja auch zur Abwahl von Christoph Blocher.

*Blocher:* Wenn du etwas bist im Bundesrat, fiegst du raus. (*Lacht*)

*Bodenmann:* Das Problem waren die anderen: Es gab eigentlich nur zwei richtige Politiker im Bundesrat, Blocher und Pascal Couchepin.

*Blocher:* Couchepin war ein Intrigant, er ist halt ein Walliser.

*Bodenmann:* Immer die andern zu beschimpfen – das gehört halt zu Christoph Blocher.

*Blocher:* Und Sie machen das nie! (*Beide lachen*)

*Bodenmann:* Was ich sagen will: Die Stärke von Blocher war die Schwäche der anderen Bundesräte. Sie handelten aus einer Art Notwehr. Der Fehler von Blocher war, dass ihm jene Demut fehlte, die Bundesräte normalerweise vor ihrer Wiederwahl pflegen.

**Er heuchelte zu wenig?**

*Bodenmann:* Richtig.

*Blocher:* Ich hätte auch im Bundesrat bleiben können, ich hätte einfach immer nur mit schwimmen müssen, auch gegen die Interessen des Landes.

**Das ist eine starke Behauptung. Können Sie ein Beispiel nennen?**

*Blocher:* Ich habe den Bundesrat davon abgehalten, dass die Swisscom mit der Eircom fusionieren konnte. Wäre es passiert, wie es die anderen Bundesräte und die SP wollten, wäre die Swisscom heute pleite. Darauf sagte man: «Dieser Blocher hat alle über den Tisch gezogen.» Heute sind alle froh.

*Bodenmann:* Mit der Swisscom hatte Blocher recht, bei der Swiss lag er total falsch. Blocher glaubte nicht, dass die Nachfrage in Zürich für einen Hub reicht.

*Blocher:* Sie wissen, dass ich der Einzige im Bundesrat war, der gegen die Veräusserung der Swiss stimmte. Aber ich sagte auch, ein

Alleingang wäre schwierig. Meine Bedingung war: Es gibt keine Einigung mit den Deutschen, bevor die Frage des Anflugs auf den Flughafen Kloten geregelt ist. Ihr Herr Leuenberger sah das anders.

*Bodenmann:* Dieser ist nun wahrlich nicht mein Freund. Leuenberger hat in seinen fünfzehn Jahren als Bundesrat in der ganzen Ökologiefrage rein gar nichts bewegt.

**Täuscht der Eindruck, oder ist der aktuelle Wahlkampf nicht eher ein Wahlgeplänkel?**

*Bodenmann:* Die Grünen haben es verpasst, den Hitzesommer und das Gletschersterben zu thematisieren. Die SP war in der Frage der Aufhebung des Mindestkurses zu vorsichtig. Die SVP ist immer nur gegen Ausländer und Asylsuchende. Und bei der CVP fragt man sich seit Jahrzehnten, was sie eigentlich will. Die FDP wird die Wahl wahrscheinlich gewinnen.

*Blocher:* Weil sie in der Vergangenheit schon so viel verloren hat.

*Bodenmann:* Die Strategie der FDP ist es, die SVP vor den Wahlen ein bisschen zu umarmen, um sie nachher zu versenken.

*Blocher:* So schnell lassen wir uns nicht versenken.

*Bodenmann:* Das ist bloss Mathematik.

**Herr Blocher, wie beurteilen Sie den Wahlkampf?**

Das ist gar kein Wahlkampf. Die anderen Parteien samt dem Bundesrat wollen nicht über die heissen Themen reden. Sie haben Angst davor, weil die wahre Absicht, die kein Volksmehr erhalte, zum Vorschein käme. Auch über die verfehlte Asylpolitik wollten sie nicht reden, nun wurde ihnen dies durch das Asylchaos vor Augen geführt. Man versuchte es nun mit Erbarmen! Wir werden sehen, ob das für die Wahlen funktioniert. Sommaruga will den schicksalsträchtigen Vertrag zur Personenfreizügigkeit, die uns in den Abgrund reitet, bis nach den Wahlen unter dem Deckel halten. Die Medien – vor allem Radio und Fernsehen – führen den Wahlkampf gegen uns, nicht die Parteien. Wir bringen auch keine kontradiktorischen Gespräche zusammen, alle drücken sich.

**Herr Bodenmann weicht Ihnen nicht aus.**

*Bodenmann:* Ihr seid halt isoliert.

*Blocher:* Nicht vom Volk – nur von Politikern, die ohne Verfassung regieren wollen.

*Bodenmann:* Vielleicht gewinnt ihr ein bisschen, aber alles bleibt in der Schweiz sehr stabil, wenn man es auf der Basis von Einstellungen und Blöcken anschaut.

**Was steht am Wahlsonntag auf dem Spiel?**

*Blocher:* Sollte die SVP verlieren, ginge der Linkskurs in Richtung EU weiter, Steuern und Ausgaben würden erhöht, Asylchaos, Zuwanderung und Arbeitslosigkeit nähmen zu. Der Schweiz und den Schweizern ginge es schlechter. >>>



«Wenigstens konsequent»: Blocher.

*Bodenmann:* Das System wird sich kaum verändern, vielleicht gibt es leichte Gewinne für FDP und SVP im Nationalrat. Im Gegensatz zu Christian Levrat fände ich das gar nicht so dramatisch. Denn die FDP wird die SVP wie eine heisse Kartoffel fallenlassen...

*Blocher:* ... und mit den Linken gehen, was für die FDP der Todesstoss wäre.

*Bodenmann:* Ach was. Die Schweizer sind mutig, solange es nicht hart auf hart geht. Am Ende werden sie immer den Kompromiss suchen.

#### **Wird sich die Zusammensetzung des Bundesrats ändern?**

*Blocher:* Der Wahlausgang wird massgebend sein. Wenn es rauskommt wie letztes Mal, wird sich nichts ändern. Widmer-Schlumpf und die Mitte-links-Regierung werden weitermachen. Der SVP werden sie einen Sitz lassen, mehr aus Anstand. Wenn das bürgerliche Lager gestärkt wird, dann ist es möglich, dass die SVP einen zweiten Sitz erhält.

*Bodenmann:* Die FDP hat doch klipp und klar gesagt, die SVP kriege nur dann einen zweiten Sitz, wenn sie zu den Bilateralen stehe.

*Blocher:* Die FDP? Ein Präsident [Philipp Müller, die Red.] hat das gesagt, der immer wieder etwas anderes sagt. Die Halbwertszeit seiner Aussagen ist ja nicht einmal ein halber Tag.

*Bodenmann:* Tatsache ist: Die Europafrage hat das bürgerliche Lager letztlich gespalten, und solange es diese Spaltung nicht überwindet, hat Rot-Grün einen gewissen Spielraum.

#### **Die Politik hat, wie alles Menschliche, auch dunkle Seiten: machiavellistische Ränkespiele, Lügen, Verrat, Selbstsucht. Aus der Distanz der Jahre betrachtet: Gibt es Abgründe, durch die Sie gewatet sind, vor denen Sie heute zurückschrecken würden?**

*Bodenmann:* Die Schweiz war in der Nachkriegszeit nicht mit wirklich existenziellen Problemen belastet. Verglichen mit dem, was andere Länder erlitten haben, ist sie ein Kindergarten.

*Blocher:* Wir haben auch nicht so viel «Seich» gemacht wie andere. Natürlich ist in der Politik nicht alles sauber, aber das ist überall im Leben so.

#### **Woran liegt es, dass sich heute viele schwertun damit, zum Erfolgsmodell des Sonderfalls Schweiz zu stehen?**

*Bodenmann:* Ich glaube, das hat damit zu tun, dass die Schweizer lange Zeit wenig selbstkritisch waren. Dann kam eine Phase von überschüssig selbstkritischer Tendenz. Heute pendelt sich das wieder ein. Wir wissen, dass wir im Zweiten Weltkrieg hochopportunistisch waren, aber es

gab wahrscheinlich gar keine andere Möglichkeit.

*Blocher:* Doch, die Schweiz hat sich nicht dem Dritten Reich angeschlossen. Die Schweizer haben immer ein bisschen ein schlechtes Gewissen, weil es ihnen gutgeht. Das nützt der Linken, die sagt: «Uns geht es besser, weil wir solche Gauner waren.» Ich halte mich da an Churchill, der sagte, die Schweizer hätten, um zu überleben, zwar Geschäfte mit beiden Seiten gemacht, aber sie hätten an der Unabhängigkeit und der Demokratie festgehalten, das zähle!

#### **Was ist das eigentlich für ein Menschen-schlag, der in die Politik drängt?**

*Bodenmann:* Die achtundsechziger Jahre waren für die Jugend auf beiden Seiten des politischen Spektrums ein gutes, leidenschaftliches Lauftraining. Heute kommt eine andere Generation, eine, die das politische Engagement eher wie einen Job betrachtet.

*Blocher:* Bei der SP mag das so sein, ihr habt ja vor allem Intellektuelle, die SVP vor allem Berufsleute.

*Bodenmann:* Die SVP präsentiert ja einen Professor nach dem andern.

#### **Wie sähe die Schweiz in zehn Jahren aus, wenn sich a) Ihr eigenes Gedankengut oder b) das Programm der jeweils anderen Partei durchsetzen würde?**

*Blocher:* Wenn die Mitte-links-Regierung weiterwurstelt, wird die Schweiz alle Vorzüge verlieren. Die Schweiz wird am Ende in

---

#### **Bodenmann: «Ich bin nicht sicher, ob ich allzu viel von Marx verstanden habe.»**

---

der EU landen, die Bürger werden weniger zu sagen haben, eine Mehrwertsteuer von mindestens 16 Prozent wird folgen, mehr Arbeitslose, und die Löhne werden sinken. Wenn man die Richtung der SVP wählt, wird es uns weiterhin gutgehen als eigenständiges Land.

*Bodenmann:* Die Entwicklungen werden sich in einem engen Korridor bewegen. Wenn die Linke gewinnt, werden die Preise etwas sinken, zwecks höherer Produktivität. Es wird wieder einen Mindestkurs geben und mehr Gesamtarbeitsverträge. Damit würde es der Schweiz bessergehen als heute, wo wir wirtschaftlich hinter Baden-Württemberg und Bayern zurückfallen.

#### **Herr Bodenmann, was ist das Verheerendste, was die SVP je bewirkt hat?**

Eigentlich nichts.

*Blocher:* Das ist aber ein grosses Lob.

#### **Herr Blocher, was ist das Verheerendste, was die SP bewirkt hat?**

Dass wir überall nachgeben, sobald die EU und die Amerikaner mit den Glocken klin-

geln. Dass wir das Bankkundengeheimnis preisgegeben haben. Dass wir für jeden Kakao Rechtshilfe gewähren. Weiter die Gesamtarbeitsverträge, die den Wohlstand abbauen.

#### **Zum Schluss ein kleines Pingpongspiel: kurze Fragen, schnelle Antworten. Herr Blocher, wie würden Sie Peter Bodenmann in einem Satz beschreiben?**

Er vertritt den Irrweg der SP, aber er vertritt ihn wenigstens konsequent.

#### **Herr Bodenmann, wie lautet die Kurzformel für das Phänomen Blocher?**

Ich habe zwei Christoph Blocher erlebt. Einen vor der EWR-Abstimmung, der eigentlich relativ flexibel war. Und einen nachher, der auf eine emotionale Reise in eine Welt ging, die schon James Schwarzenbach mit seinen fremdenfeindlichen Parolen abgerufen hatte.

#### **Welches ist der grösste Irrtum von Peter Bodenmann?**

*Blocher:* Dass er nicht an die Unabhängigkeit der Schweiz glaubt und meint, in diesen europäischen Grosskonstruktionen hätte es die Schweiz besser.

#### **Der grösste Irrtum von Christoph Blocher?**

*Bodenmann:* Er unterliegt dem gleichen Irrtum wie der Walliser Kardinal Matthäus Schiner, der mitverantwortlich war dafür, dass die Eidgenossen in Marignano ins Messer liefen: Er überschätzt die Möglichkeiten eines Kleinstaats.

#### **Kam es vor, dass Sie in den letzten Jahren die Meinung über den andern revidieren mussten?**

*Blocher:* Es zeigt sich Altersmilde. Peter Bodenmann ist nicht mehr der junge Revolutionär, den ich damals erlebt habe. Ich bin vielleicht auch nicht mehr der Gleiche.

#### **Karl Marx.**

*Bodenmann:* Ich habe relativ viel von Marx gelesen, bin aber nicht sicher, ob ich allzu viel davon verstanden habe.

*Blocher:* Ich musste ihn vor der Matura lesen. Ich habe nie geglaubt, was er sagt, aber er hat etwas bewegt. Der russische Justizminister sagte mir einmal, die Schweiz sei schuld an der russischen Revolution, weil sie Lenin Asyl gewährte und ihn von der Schweiz nach St. Petersburg ziehen liess. (Lacht)

#### **Christian Levrat.**

*Blocher:* Er ist der Natur nach ein Gewerkschafter. Ich glaube, es stinkt ihm ein wenig in der Politik. Leider ist er auch ein Berufspolitiker.

*Bodenmann:* Er ist taktisch stark. Strategisch könnte er sich vielleicht noch leicht verbessern.

#### **Simonetta Sommaruga.**

*Blocher:* Überfordert.

*Bodenmann:* Sommaruga gehört mit Rudolf Strahm zum rechten Flügel der Sozialdemo-



«Es soll in Gottes Namen auch klöpfen»: in der «Arena», 4. Dezember 1998.

kratie. Sie war immer skeptisch gegenüber Ausländern.

**Ueli Maurer.**

*Blocher:* Hat einen schwierigen Stand im Bundesrat.

**Bewirkt er überhaupt etwas?**

*Blocher:* Zum ersten Mal seit Jahren können wir beispielsweise wieder innert 24 Stunden Soldaten aufbieten.

*Bodenmann:* Christoph Blocher hat immer gesagt, drei Milliarden Franken für die Armee reichten. Heute will er fünf Milliarden.

**Der gegenwärtige Bundesrat.**

*Bodenmann:* Noch leicht Luft nach oben.

*Blocher:* Ich würde meinen, viel!

**Abwahljubiläum.**

*Blocher:* Im Rückblick war das eine Episode im Leben.

*Bodenmann:* Es wurde gejubelt, weil die anderen nicht gut genug waren. Dass man Blocher entfernte, war ein Selbstschutzmechanismus.

**Jean-Claude Juncker.**

*Blocher:* Trinkt ein bisschen viel.

*Bodenmann:* Er zeigt, dass ein Politiker aus einem kleinen Land eine zentrale Rolle in Europa spielen kann.

*Blocher:* Auch die Schweiz konnte eine

unglaubliche Rolle spielen: Herr Deiss war Präsident der Uno-Generalversammlung, was für die Schweiz bedeutungslos war, aber viel kostete. (*Lacht*)

**Marine Le Pen.**

*Bodenmann:* Es ist nicht einmal ausgeschlossen, dass sie die Wahlen gewinnt. Dann wird sie eine rechts-keynesianische Politik machen. Das ist ein Phänomen, welches die rechtspopulistischen Bewegungen in Europa mit Ausnahme von jenen in der Schweiz und in Grossbritannien auszeichnet.

*Blocher:* Der Front national ist eine linksnationalistische Partei. Sie wird im Sozialismus landen und Frankreich noch mehr in den Abgrund führen.

**Älter werden.**

*Blocher:* Auch ich bin davon betroffen.

*Bodenmann:* Ein Protestant glaubt, dass es nachher weitergeht, nicht?

*Blocher:* Nein, der Protestantismus, den ich vertrete, der weiss nicht, wie es nach dem Tod weitergeht, aber das spielt auch keine Rolle. Wir sind so oder so einfach aufgehoben. Aber Sie auch.

*Bodenmann:* Nein, bei mir geht es einfach nicht weiter.

*Blocher:* Ist auch gut. Ich habe im Alter wieder

Unternehmen gegründet und bin nebenbei noch ein bisschen in der Politik tätig. Ich werde den Kampf gegen den Rahmenvertrag mit der EU führen – sofern der Bundesrat nicht so lange wartet, dass ich es nicht mehr erlebe.

**Drei Dinge, die Sie hassen?**

*Bodenmann:* Ich hasse wenig bis nichts. Aber es gibt ein paar Dinge, die ich schlecht vertrage, etwa Fremdenfeindlichkeit.

*Blocher:* Das kann ich unterstreichen.

**Mit welchem Satz möchten Sie einmal Ihre politische Leistung gewürdigt sehen?**

*Bodenmann:* «Er hätte es schlechter machen können.»

*Blocher:* Auf das Lob für meine Arbeit warte ich nicht.

**Letzte Frage: Welches ist Ihre innigste Leidenschaft?**

*Blocher:* Ich bin ein leidenschaftlicher Mensch. Die grösste Leidenschaft hatte ich immer dann, wenn ich ein Unternehmen mit neuen Produkten vorwärtsbringen konnte.

*Bodenmann:* Leidenschaft heisst für mich, dass man das, was man tut, mit einer gewissen Härte, Konsequenz und Fantasie macht. Von daher hatte ich ein bewegtes Leben. Es hat mir bisher Freude gemacht. ○



*Immer umfangreicheres und absurderes Verfahren:* Aisha Mohammad-Tur.

## Frau Mohammad wird Schweizerin

Eine pakistanische Familie erzwingt ihre Einbürgerung. Trotz Sozialhilfe und fragwürdiger Integration stellt sich der Aargauer Regierungsrat gegen die Entscheide der Gemeindeversammlung Erlinsbachs.

*Von Peter Keller*

Erlinsbach ist ein beschauliches Dorf geblieben trotz der Nähe zu Aarau. Man wohnt hier und geht auswärts arbeiten. Nichts Aussergewöhnliches im Aargauer Hinterland. Bauernbetriebe umsäumen die 4000-Seelen-Gemeinde. Die Vertretung im Gemeinderat ist parteilos oder bürgerlich. Man kennt sich. Umso ungewöhnlicher ist die Aufregung um eine Einbürgerungsgeschichte, die vor zwanzig Jahren ihren Anfang nahm und vom Regierungsrat bis zum Bundesgericht sämtliche Instanzen beschäftigte, die der Schweizer Behörden- und Richterstaat zur Verfügung hat.

Seit Mai 1994 lebt das pakistanische Ehepaar Mohammad-Tur in der Schweiz. Inzwischen mit fünf Kindern. Eingereist ist die Familie über das Asylverfahren. Es folgte die übliche Verzögerungsstafette. Obschon das Gesuch abschlägig beurteilt wurde, blieben die Mohammads im Land. Bis heute.

Im Jahr 2000 wandelte der Kanton Aargau ihren Aufenthaltsstatus von F («Vorläufig Aufgenommene») auf B um («Anerkannte Flüchtlinge»). Ein juristischer Ritterschlag mit Folgen für die Wohngemeinde Erlinsbach: Sie muss nun vollumfänglich für den Lebensunterhalt der Pakistani aufkommen. Denn so erfolgreich Vater Khalid nach sechzehn Jahren eine Schweizer Aufenthaltsbewilligung erstritt, so wenig erfolgreich ist er als Ernährer: Die Asylantenfamilie lebt von der öffentlichen Hand. Ebenfalls bis heute.

### Juristenfutter

2007 stellt das Ehepaar mit seinen Kindern ein erstes Einbürgerungsgesuch. Das Paket scheitert am Vater. Er hat einen Eintrag im Strafregister. 2008 nehmen die Frau und vier ihrer Kinder einen weiteren Anlauf. Der Gemeinderat beantragt eine Ablehnung; unter anderem



*Beschaulich:* Erlinsbach.

wegen der mangelhaften Deutschkenntnisse. Trotzdem hält Aisha Mohammad-Tur am Einbürgerungsgesuch fest und scheitert an der Gemeindeversammlung. Demokratisch und begründet. Ganz so, wie es die Gesetzgebung fordert. Aisha Mohammad mag diese Spielregeln nicht akzeptieren. Sie erhebt Beschwerde beim Aargauer Regierungsrat. Vorerst ohne Erfolg.

## Das Bundesgerichtsurteil stellte die Gemeindeautonomie in Frage.

Nun wird der Fall endgültig zum Juristenfutter. Das Verwaltungsgericht heisst eine gegen den Entscheid des Regierungsrates gerichtete Beschwerde gut. Die Richter weisen die Erlinsbacher an, die Sprachkenntnisse der Frau neu und unter «verfahrensmässigen Anforderungen» zu beurteilen. Worauf wiederum die Gemeinde eine Beschwerde einreicht. Es gehe nicht an, dass das Verwaltungsgericht ihr vorschreibe, wie die Sprachkenntnisse von Einbürgerungswilligen abzuklären seien.

Einige Zeit später ist die Akte Mohammad auf Bundesgerichtsebene angelangt. Am 13. April 2011 stützen die Richter Fonjallaz (SP), Aemisegger (CVP), Reeb (FDP), Merkli (Grüne) und Eusebio (CVP) das Aargauer Verwaltungsgericht. Die konkreten Vorwürfe an die Gemeinde Erlinsbach: Sie habe das erwartete Sprachniveau nicht definiert, und die Bewerberin sei auch nicht vorab informiert worden, welches Sprachniveau erwartet werde. Weiter habe man kein brauchbares Testverfahren angewendet. Auch sei kein «entsprechend geschulter Sachbearbeiter» beigezogen worden.

Gemeindepräsident Markus Lüthy wunderte sich und sagte damals gegenüber der *Weltwoche* (19/11): «Keine Aargauer Gemeinde führt die Abklärungen so durch, wie das jetzt im Urteil verlangt wird.» Auf den Vorwurf der «ungenügenden Protokollierung» reagierte er mit einem Schmunzeln: «Es ist relativ schwierig, bei Personen ein Protokoll zu führen, die nur ungenügend Deutsch sprechen.» Schliesslich habe die Frau mehrmals bei ihrem ältesten Sohn und in ihrer Muttersprache nachfragen müssen, was die Gemeindevertreter eben gesagt hätten.

### Regierungsrat pfeift Erlinsbach zurück

Das Bundesgerichtsurteil stellte damit die Gemeindeautonomie in Frage. Nicht zum ersten Mal. Die Einbürgerungsverfahren wurden schon länger zum Verwaltungsakt degradiert, die Gemeindeversammlungen weitgehend entmündigt. Die herrschende Rechtsprechung der Lausanner Juristen misstraut der direkten Demokratie und dem Milizsystem. Als ob die Vertreter einer kleinen Landgemeinde nicht besser Bescheid wüssten über die

Integrationsfähigkeit ihrer ausländischen Mitbewohner.

Sind Einbürgerungen politische oder juristische Entscheidungen? Das Beispiel der Familie Mohammad zeigt: Je mehr richterliche und andere Instanzen im Spiel sind, desto absurder werden die Verfahren – und umfangreicher: Im September 2013 befasst sich der Aargauer Regierungsrat mit dem Fall. Begründung und Beschluss umfassen fünfzehn Seiten. Im August 2015 sind es nochmals dreiundzwanzig Seiten. Die oberste Exekutive des Kantons pfeift die Gemeinde Erlinsbach zurück. Der Nichteinbürgerungsentscheid der Einwohnergemeindeversammlung wird aufgehoben, und «der Beschwerdeführerin wird das Gemeindebürgerrecht zugesichert». Von oben diktiert. Frau Mohammad wird die Einbürgerungsgebühr erlassen. Ebenfalls von oben verordnet. Dazu muss Erlinsbach die Kosten des Verfahrens vor



Schlafen ist sinnlich.  
Spüren Sie den Unterschied?

**roviva** 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, [www.roviva.ch](http://www.roviva.ch)

dem Regierungsrat (Fr. 1703.90) und des Anwalts der Beschwerdeführerin (Fr. 4743.35) übernehmen.

### Gemeindeversammlung endet im Tumult

Was dazwischen geschah: Am 23. November 2012 hatte die Gemeindeversammlung das Einbürgerungsgesuch von Mutter Mohammad und ihrer zwei Töchter abgelehnt – obwohl die Pakistanerin den Deutschtest inzwischen bestanden hatte. Aber die Erlinsbacher störten sich hauptsächlich daran, dass die Töchter nicht an obligatorischen Anlässen wie Schullager teilnehmen durften. Mit nur fünf Gegenstimmen folgte die Versammlung dem Antrag des Gemeinderates auf Nichteinbürgerung. Auch dieses Mal reichte Frau Mohammad im Anschluss eine Beschwerde ein. Ein Vorgehen, das in der Bevölkerung auf wenig Verständnis stiess. In der Fasnachtszeit nahm jemand die Beschwerdefreudigkeit

der Frau auf die Schippe. Prompt erfolgte eine Anzeige gegen das Fasnachtskomitee. Gemeindepräsident Markus Lüthy schüttelt noch heute den Kopf. «Die Sprüche waren völlig harmlos.» Wenn das der Massstab wäre, müsste er als Behördenvertreter jedes Mal wegen der Schnitzelbänke beleidigt vor Gericht ziehen. «Für die Betroffenen war diese Klage eine grosse Belastung.» Es kam zu keiner Verurteilung, aber es blieb das gegenseitige Unverständnis.

Das Verhalten von Frau Mohammad war dann – neben der mangelnden Integrationsbereitschaft – prompt wieder ein Thema beim nächsten Einbürgerungsgesuch im Juni 2014. Sie habe «grösste Schwierigkeiten, Anordnungen oder Beschlüsse der Behörde zu akzeptieren», begründete der Gemeinderat den Antrag auf Ablehnung. Wie zum Beweis reichte Frau Mohammad wieder Beschwerde gegen die Gemeinde Erlinsbach ein. Zudem endete die Versammlung im Tumult. Begleiterinnen der Frau beschimpften die Behörden und warfen die Dekoration herum. Dabei ist die Gemeinde durchaus differenziert vorgegangen: Jene Kinder, die sich separat um den Schweizer Pass bemühten, bekamen ihn.

Nun lag die Causa Mohammad wieder auf dem Pult des Regierungsrates. Dieser zerpfückte die Argumentation der Erlinsbacher Gemeindeversammlung. Die Dispensation der Töchter sei genehmigt worden, eine aktive Teilnahme am Dorfleben könne nicht verlangt werden, auch sei der Vorwurf, sie strapaziere den Rechtsstaat, nicht ausreichend begründet. Bei letzterem ging es um ein Verfahren, das die Beschwerdeführerin gegen den Gemeinderat anstrenge. Dieser wollte Sozialhilfeleistungen kürzen, weil die Familie eine durch die IV unterstützte Ausbildung ihres Sohnes kategorisch ablehnte.

Nun wird die Begründung des regierungsrätlichen Entscheides endgültig zum Kletterparcours: Die Eltern hätten diese Ausbildung als «generell diskriminierend» erachtet. Aus dieser Fehleinschätzung könne jedoch keine mangelnde Integration abgeleitet werden, zumal in anderen Einbürgerungsfällen «angeblich vorschnelle» IV-Leistungen als negatives Faktum angeführt werden. Die Familie bezieht zwar ohne weitere Schamgefühle für einen der Söhne IV-Leistungen, lehnt aber aus Angst vor «Stigmatisierung» eine spezifische Ausbildung ab. Der Vater ist inzwischen weggezogen, die Mutter bezieht nach wie vor Sozialhilfe für sich und die jüngeren Kinder.

Der Gemeinderat kapituliert. Man werde den Entscheid des Regierungsrates nicht weiterziehen, sagt Markus Lüthy. «Bei den Gerichten ist man sich inzwischen gewohnt, dass sie den Volkswillen übergehen. Dass jetzt auch noch der Regierungsrat so handelt, hat uns schon zu denken gegeben.» Nach vier gescheiterten Einbürgerungsgesuchen und noch mehr Beschwerden bekommt Frau Mohammad ihren Willen: Sie wird Schweizerin. ○

# Verwilderung des Rechtsstaats

Die neuen Vorwürfe gegen den Weltfussballverband und seinen Schweizer Präsidenten Sepp Blatter sind ernst. Gleichzeitig wirft das Verfahren der Bundesanwaltschaft Fragen auf.

Von Roger Köppel

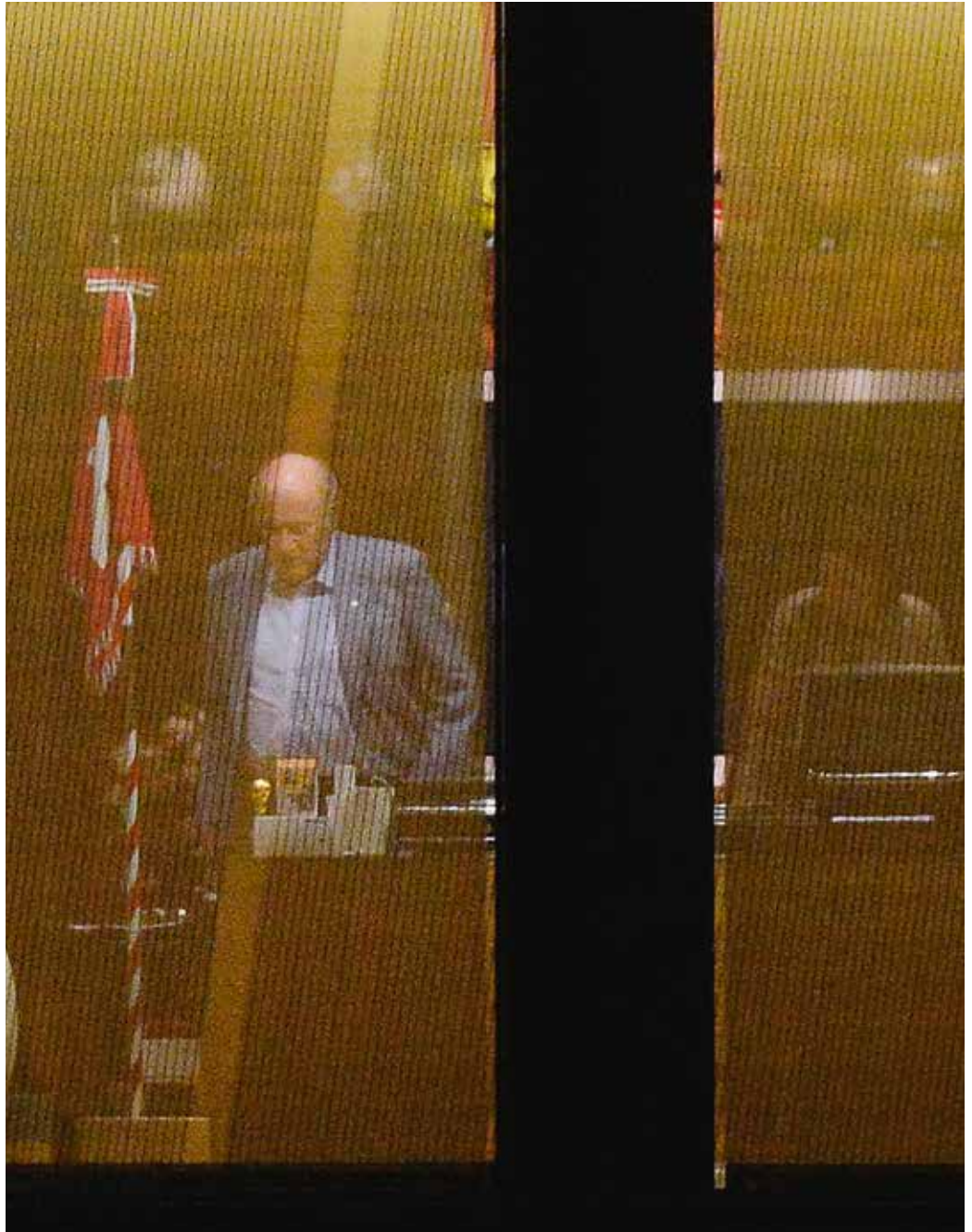
Mit grossem Getöse marschierte die Bundesanwaltschaft letzte Woche am Zürcher Hauptsitz des Weltfussballverbands Fifa ein. Die Beamten durchsuchten diesmal sogar das Büro des Fifa-Präsidenten Sepp Blatter. Der Walliser wurde einvernommen. Noch während der Untersuchungen veröffentlichten die Ermittler erstaunlich rasant eine Pressemeldung. Es werde ein Verfahren gegen Blatter eingeleitet. Es bestehe der Verdacht auf ungetreue Geschäftsbesorgung und Veruntreuung. Die Unschuldsvermutung gelte.

## Platinis Millionen

Im Fokus stehen zwei seltsame Fifa-Verträge. Der eine behandelt lokale Übertragungsrechte einer früheren Fussball-WM, die sich der damalige Funktionär Jack Warner zum Vorzugspreis sichern konnte, um sie weiterzuverkaufen. Die Abmachung bestand darin, dass sich die Fifa und der US-Funktionär die Erlöse aus dem Weiterverkauf teilen. Die Gelder hätten für Entwicklungsprojekte eingesetzt werden sollen. Warner soll sich dabei bereichert haben, seinen Verpflichtungen gegenüber dem Dachverband aber kam er nicht nach. Die Fifa annullierte den Vertrag, bald darauf wurde Warner suspendiert.

Nach Einschätzung von Experten wird Blatter in diesem Fall voraussichtlich nachweisen können, dass alles korrekt lief. Heikler hingegen ist für ihn der zweite Untersuchungsgegenstand. Hier geht es um einen teils schriftlichen, teils mündlichen Arbeitsvertrag, den die Fifa zwischen 1999 und 2002 mit dem heutigen Chef des europäischen Fussballverbands Uefa, dem Franzosen Michel Platini, abschloss. Dieser Vertrag wurde in den Medien bereits zum Anlass für weitreichende Korruptionsvorwürfe genommen. Blatter habe seinem früheren Kollegen und heutigen Rivalen heimlich Gelder zugeschanzt.

Nach Darstellung der Fifa suchte Platini 1999 eine neue Aufgabe beim Weltverband, nachdem er zuvor als Starfussballer und Organisator der WM in Frankreich Kultstatus erlangt hatte. Platini bot seine Dienste als Berühmtheit im Rahmen einer Tätigkeit als «Technischer Direktor» an und verlangte ein Jahresgehalt von einer Million Dollar. Blatter sagte ihm, das könne die Fifa, die um die Jahrtausendwende knapp bei Kasse war, nicht bezahlen. Man einigte sich dann auf einen Vertrag in der Höhe von 300 000 Dollar plus 200 000 Dollar in Sachleistungen. Mündlich wurde vereinbart, den Rest, viermal 500 000 Dollar, später nachzuzahlen.



*Eine faire Beurteilung der Sachlage ging im Getöse unter:* Blatter in seinem Büro, September 2015.

Diese Zahlung von insgesamt zwei Millionen Dollar ist nun im Visier der Fahnder. Vor allem der Umstand, dass Platini sein Geld erst neun Jahre nach Ablauf seines Arbeitsvertrags, Anfang 2011, einforderte, zu einem Zeitpunkt überdies, als sein Verhältnis mit Blatter nicht mehr ungetrübt war, weckt Unverständnis. Blatter persönlich autorisierte die Überweisung, die dann auch ordentlich verbucht wurde. Die Bundesanwaltschaft dachte anscheinend zunächst, das Geld sei schwarz ver-

soben worden, ohne vertragliche Grundlage. Dieser Verdacht zerstreute sich.

Trotzdem bleiben Fragen: Warum schloss Blatter 1999 einen Arbeitsvertrag ab, der die Finanzkraft seines Verbands überstieg? Warum liess sich der französische Fussballstar auf eine mündliche Zusicherung ein? Vertraute er Blatter damals so blind? Warum sicherte er sich nicht schriftlich gegen Risiken ab? Und umgekehrt: 2011 waren die Forderungen des Franzosen arbeitsrechtlich längst verjährt. Trotz-

dem genehmigte Blatter die Zahlung, die er gar nicht mehr hätte leisten müssen. Der Weltverband stellt sich auf den Standpunkt, man habe Platini ein Ehrenwort gegeben. Der Präsident habe ein reines Gewissen.

### Klima der Vorverurteilung

Mag sein. Davon allein werden sich die Ermittler aber nicht bremsen lassen. Auch die Fifa-interne Ethikkommission untersucht den Fall. Sepp Blatter könnte von der Verbandsjustiz suspendiert werden, wenn es ihm nicht gelingt, den Sachverhalt schlüssig aufzuklären. Der Präsident liess durch seine Anwälte ausrichten, die Zahlungen an Platini seien der legitime Gegenwert für geleistete Arbeit. Die Art und Weise der Vereinbarung jedoch und die Modalitäten ihrer Ausführung sind nach Aussage von Wirtschaftsjuristen nach heutigem Kenntnisstand zweifelhaft bis unlauter. Bewiesen freilich ist noch nichts.

Die Medien fordern dennoch bereits und erneut den unverzüglichen Rücktritt des Patriarchen. Einige Kommentatoren räumen ein, es sei zwar immer noch möglich, dass der Fifa-Präsident keine strafrechtlich relevanten Verfehlungen begangen habe. Trotzdem sei er untragbar geworden. Solche Aussagen spiegeln ein sich in diesem Fall seit Monaten ausbreitendes Klima der Vorverurteilung. Bis vor kurzem war Blatter nicht einmal im Zentrum der Untersuchungen, dennoch wurde schon damals ultimativ sein Abgang verlangt. Jetzt sehen sich die Vorverurteiler erst recht bestätigt.

Mitschuldig an dieser ungunstigen Tendenz zur Moraljustiz ist bedauerlicherweise die Bundesanwaltschaft unter ihrem Vorsitzenden Michael Lauber. Sie hat vor Monaten das Verfahren gegen die Fifa unter maximalem Krawall vor dem Zürcher Weltkongress mit zeitungsmässig vorangekündigten Verhaftungen im Morgengrauen eröffnet. Die Versammlung wirkte dann wie ein Megafon, wie ein gewaltiger Resonanzkörper, in dem eine faire und zurückhaltende Beurteilung der Sachlage im Getöse unterging.

### Bundesanwälte mit Maximalkrawall

Und auch diesmal wählten die Berner Fahnder ein sehr lautes Vorgehen. Die Einvernahme Blatters fand ausgerechnet kurz vor einer durch die Fifa anberaumten Pressekonferenz über Verbandsreformen statt. Der Medientermin musste kurzfristig abgesagt werden. 170 Journalisten warteten im Hauptsitz, derweil Blatter von den Bundesanwälten befragt wurde. Mehr mediale Anprangerung lässt sich kaum erzielen. Auf Anfrage erklärte die Bundesanwaltschaft, sie trage auch in diesem «Fallkomplex» dem «Verhältnismässigkeitsprinzip» Rechnung und wolle die «Kollusionsgefahr» vermindern. Das sehen Kritiker anders.

Sie fragen sich zum Beispiel, warum die Berner Strafbehörden ihre Eingriffe jedes Mal medial derart tumultuös abzikeln. Ist die



Mediale Anprangerung: Journalisten vor dem Fifa-Hauptgebäude in Zürich, 25. September 2015.



Im Visier der Fahnder: mit Platini, 15. Mai 2015.

Schweiz auf dem Weg zu einer Justiz des Medienprangers, wie man es aus den USA oder aus Deutschland kennt? Oder will Lauber mit seinem beherzten Durchgreifen den Amerikanern demonstrieren, dass er das Heft in der Hand hat? Ein aussenstehender Rechtsexperte, der dem Verband durchaus kritisch begegnet, spricht besorgt von einem «amtsmissbräuchlichen Übers-Ziel-hinausschiessen», das Fairness und Rechtsstaatlichkeit des Verfahrens ernsthaft bedrohe. Tatsächlich setzt sich die Bundesanwaltschaft durch ihre Methoden selber unter grossen Erfolgsdruck.

Laubers Handlungen wirken widersprüchlich. Gegenüber der *Weltwoche* betonte der Bundesanwalt einst, dass er die lärmigen Methoden der alten Bundesanwaltschaft kritisch sehe und stillere, dafür effektivere Methoden vorziehe. Heute betreibt Lauber die gleiche Dezibeljustiz wie seine Vorgänger.



Dezibeljustiz: Bundesanwalt Lauber.

Man wird auch den Eindruck einer gewissen Unausgewogenheit nicht los. Wenn man schon eine internationale Pressekonferenz sprengt, muss man schwerwiegende Verdachtsmomente haben. Wäre es da nicht konsequenter, den Angeschuldigten gleich festzunehmen? Oder aber, wenn man ihn nur einvernehmen will, diskreter vorzugehen? Erstaunlich ist auch, dass gegen Sepp Blatter ein Verfahren eröffnet wurde, nicht aber gegen Michel Platini, den ebenfalls in der Schweiz wohnenden Profiteur jener fraglichen Zahlung.

Sepp Blatter ist seit Jahren journalistische Zielscheibe immer anderer und bisher unbewiesener strafrechtlicher Vorwürfe. Seine Kritiker fühlen sich über die Unschuldsvermutung längst erhaben. Die Schweizer Behörden sollten dieser Verwirrung des Rechtsstaats keinen Auftrieb geben. ○

# Blinder Fleck in der Genossenkammer

Aufgrund eines Arztberichts und einer zweifelhaften Zeugenaussage verurteilte das Zürcher Obergericht zwei angebliche Prügelpolizisten, obwohl der renommierte Forensiker Ulrich Zollinger massive Widersprüche aufgedeckt hatte. Persönliche Verstrickungen der drei SP-Richter wecken einen üblen Verdacht. *Von Alex Baur*

Es war ein Urteil, das ratlos machte. Im letzten Juni entlastete das Zürcher Obergericht den Schlieremer Stadtpolizisten Roger Bobillier im Berufungsverfahren zwar von den schlimmsten Vorwürfen: Eine angebliche Prügelorgie, in deren Folge der Polizist mit einem Kollegen einen Randständigen ausgeraubt und mit dem Auto durchs halbe Quartier gejagt haben soll, ist ein Hirngespinnst. Der polizeiliche Exzess hat in dieser Version nie stattgefunden. Das vermeintliche Opfer, den IV-Renter Markus H., der eine Entschädigung in Millionenhöhe forderte und dessen Hass auf die Polizei mannigfaltig aktenkundig ist, stuft das Obergericht als völlig unglaubwürdig ein. Die Richter sprachen die beiden Polizisten aber nicht etwa frei, sondern halbierten bloss die Strafe (*Weltwoche* Nr. 25/15, «Strafreduktion mangels Beweisen»).

Wie aus der mittlerweile schriftlich ergangenen Urteilsbegründung hervorgeht, weisen die auf Betreiben der Verteidigung beigezogenen Strafakten aus anderen Verfahren darauf hin, dass das vermeintliche Opfer schon früher Polizisten mit haltlosen Anschuldigungen und Beschimpfungen eingedeckt und dabei eine bemerkenswerte manipulatorische Fähigkeit an den Tag gelegt hat. Bei der IV angeforderte Akten zeigen, dass Markus H. an «anhaltenden wahnhaften Störungen» leidet, die gemäss Obergericht auch als «Querulanten-Wahn definiert» werden. Eine Reihe von angeblichen Verletzungen – von einem Tinnitus über eine Netzhautablösung bis hin zum Schleudertrauma –, die Markus H. erlitten haben will, sind schlicht nicht nachvollziehbar.

So betrachtet, ist das Verdikt des Obergerichtes eine schallende Ohrfeige an die Adresse der Staatsanwaltschaft und des Bezirksgerichts Dietikon. Beide hatten sie die sagenhaften Räuberpistolen von Markus H. vorbehaltlos übernommen und zum Urteil erhoben (*Weltwoche* Nr. 23/14, «Im Zweifel gegen die Polizei»). Gleichwohl sprachen die drei Oberrichter Daniel Bussmann (SP), Marco Ruggli (Ex-SP-Kantonsrat, heute offiziell parteilos) und Philippe Ernst (SP/VPOD) die beiden Polizisten teilweise schuldig.

## Arztbesuch vier Tage nach dem Vorfall

Stadtpolizist Bobillier und sein Kollege wurden im Juni 2011 in einen Schrebergarten gerufen, weil Markus H. dort einen 80-jährigen Greis tötlich angegriffen und gewürgt hatte. Bei der anschliessenden Personenkontrolle sollen die Polizisten dem alkoholisierten Markus H., der damit vom Täter zum Opfer

mutiert, gemäss dem nun vorliegenden Urteil einen kräftigen Fusstritt in den Bauch verpasst und ihm einen Finger verdreht haben. Warum sie das getan haben sollen, bleibt schleierhaft. Direkte Zeugen gibt es nicht, drei Personen, die zur fraglichen Zeit in der Nähe waren, haben nichts gehört und nichts gesehen. Und Markus H., der es wissen müsste, ist unglaubwürdig.

Das Urteil des Obergerichtes basiert auf einem rudimentären Arztbericht, der vier Tage nach dem angeblichen Vorfall erstellt wurde, sowie auf der Aussage eines indirekten Zeugen, eines Kumpels von Markus H., der sich fast vier Jahre nach dem Vorfall unverhofft meldete. Die Verteidigung legte dagegen zwei Gutachten des emeritierten Berner Rechtsmediziners Professor Ulrich Zollinger ins Recht, die der *Weltwoche*

## Eine Fotodokumentation fehlt ebenso wie konkrete Angaben zu Grösse und Form der Verletzungen.

vorliegen und die in einem eklatanten Widerspruch stehen sowohl zum Arztbericht wie auch zur Version des Kumpelzeugen. Zum besseren Verständnis wird der Ablauf des Prozesses vor der II. Strafkammer des Obergerichtes in chronologischer Folge zusammengefasst.

**16. Mai 2014** — Als Präsident der II. Strafkammer stellt Oberrichter Christoph Spiess (SD) dem vermeintlichen Opfer Markus H. im Berufungsverfahren eine unentgeltliche Anwältin zur Seite. Danach tritt Spiess in den Hintergrund. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* kennt Spiess das vermeintliche Opfer persönlich und stand Markus H. bereits bei der Erstattung der Anzeige gegen die Polizisten beratend zur Seite. Offiziell tritt Oberrichter Spiess fortan aber nicht mehr in Erscheinung, drei SP-Richter der II. Strafkammer übernehmen den Fall.

**3. Dezember 2014** — Der Forensiker Professor Ulrich Zollinger kritisiert in einem Gutachten, welches er im Auftrag der Verteidigung erstellt hat, den Bericht des Hausarztes von Markus H. als oberflächlich, widersprüchlich und mangelhaft. Der Arztbefund wurde vier Tage nach dem vermeintlichen Übergriff erhoben und ist das zentrale Element der Anklage. Eine Fotodokumentation fehlt ebenso wie konkrete Angaben zur Grösse und Farbe der vom Arzt festgestellten eher leichten Verletzungen. Zollinger bemängelt, dass der Hausarzt die Angaben seines Patienten unkritisch übernommen hat.

Die wichtigste Spur, ein vom Arzt beschriebenes «Hämatom, hufeisenförmig, entsprechend einem Schuhabsatz», welches er am Bauch von Markus H. festgestellt haben will, lässt sich gemäss Zollinger in keiner Weise mit einem Schuhsohlenabdruck des Polizisten vereinbaren. Hämatome, also Blutunterlaufungen im Unterhautfettgewebe, im Volksmund «Bläule» genannt, seien nicht geeignet, die Umriss eines einwirkenden Gegenstandes abzuzeichnen, weil sie sich im lockeren Gewebe sekundär ausbreiten. Zudem müsste ein vier Tage altes Hämatom grün-gelbe Farbveränderungen aufweisen (im Zeugenstand beschrieb der Hausarzt den Flecken als «blauviolett»).

Die Abzeichnung der Umriss eines auf die Bauchhaut einwirkenden Gegenstandes sei zwar möglich, schreibt Zollinger im Gutachten, doch der Befund sehe dann ganz anders aus. In einem solchen Fall entstünden an den Rändern des Absatzes feine rote Streifen, sogenannte Hauteinblutungen in der über dem Fettgewebe liegenden Lederhaut. Dabei wäre allerdings mit schweren inneren Verletzungen zu rechnen gewesen, die offenbar nicht vorlagen. Anders als der Hausarzt mag der Rechtsmediziner sodann eine Selbstverletzung «keineswegs ausschliessen». In Bezug auf den verstauchten Finger weist Zollinger schliesslich noch darauf hin, dass diese Verletzung nicht innert Sekunden so massiv anschwellen kann, wie Markus H. dies behauptet, und auch nicht zu Schmerzen führt, die bis zum Ellbogen ausstrahlen.

**5. Dezember 2014** — Verteidiger Valentin Landmann übermittelt das Gutachten Zollingers per Fax ans Obergericht, welches dieses auch der Gegenseite zur Verfügung stellt.

**12. Dezember 2014** — Anlässlich der Hauptverhandlung vor Obergericht präsentiert Markus H. überraschend einen neuen Zeugen. Bis dahin stützte sich die Anklage lediglich auf einen indirekten Zeugen, dem Markus H. einen Tag nach dem Vorfall berichtet haben soll, er habe «auf den Ranzen bekommen», ohne dabei allerdings die Polizisten zu erwähnen. Von konkreten Verletzungen wusste der erste Zeuge nichts. Der neue Überraschungszeuge – ein alter Bekannter des vermeintlichen Opfers – behauptet nun in einer handschriftlichen Eingabe, Markus H. habe ihm am Morgen nach dem Vorfall vom polizeilichen Übergriff erzählt, wobei er ihm «einen Schuhabtritt mit einer gewürfelten Sohle» auf dem Bauch gezeigt habe. Anders als das vom Hausarzt beschriebene Hämatom scheint das Spurenbild nun auf den ersten Blick plötz-





*Die Zerstörung der Existenz eines Familienvaters wurde billigend in Kauf genommen: Ex-Polizist Bobillier.*

lich zu einer «Einblutung» zu passen, wie sie im Gutachten Zollingers als mögliche Variante beschrieben wird. Einiges weist darauf hin, dass der Überraschungszeuge seine Erklärung, die die Opferanwältin zu Papier gebracht und Markus H. offenkundig rückdatiert hatte, in Kenntnis des Gutachtens ablieferte. Das Obergericht vertagt die Verhandlung.

**16. Juni 2015** — Die Hauptverhandlung wird fortgesetzt, der Überraschungszeuge beschreibt die angebliche Spur des Fusstritts, die er auch vier Jahre nach dem Vorfall noch genau in Erinnerung haben will, wie folgt: Der Abdruck des Stiefels auf dem Bauch von Markus H. sei rot gewesen, wobei man den Absatz und die Noppen der Sohle gut habe erkennen können. Danach wird der Hausarzt in den Zeugenstand gerufen, der an seiner Version mit dem «hufeisenförmigen Hämatom» festhält und dessen Farbe als «Blauviolett» bezeichnet.

Erstaunlicherweise verzichten die Richter darauf, Professor Zollinger in den Zeugenstand zu rufen, obwohl er den Prozess vor Ort verfolgt hat und als einziger Forensiker und Fachexperte im Raum den Unterschied zwischen einem (blauen) Hämatom und (roten) Hauteinblutungen mit wissenschaftlicher Präzision hätte erklären können.

Die Verteidigung hatte jedoch bei Professor Zollinger ein Ergänzungsgutachten eingeholt, das sie diesmal wohlweislich nicht vor der Verhandlung einreichte. Markus H. und sein Zeugenkumpel konnten mithin ihre Aussage nicht dem Befund des Rechtsmediziners anpassen – und sie liefen prompt in die Falle. Gemäss Experte Zollinger wären bei einem heftigen Fusstritt gegen die weiche Bauchdecke höchstens die Umrisse des Schuhabsatzes, nicht aber die Noppen als Negativabdruck zu erkennen gewesen, weil dies «ein hartes

Widerlager erfordern» würde. Fazit: Was der Zeuge gesehen haben will, lässt sich rechtsmedizinisch nicht nachvollziehen. Hinzu kommt, dass der Arzt vier Tage später das «Stollenbild» auch noch hätte sehen müssen, was aber nicht der Fall war. Schliesslich zeigte das «Hufeisen» gemäss dem Hausarzt nach unten, gemäss dem Zeugen aber nach oben.

**Der «Hufeisenfleck» ist die einzige Spur**  
Man kann es drehen und wenden, wie man will: Ein Hämatom, das sich im Unterhautfettgewebe bildet, und Hauteinblutungen in der sogenannten Lederhaut sind nun einmal rechtsmedizinisch zwei verschiedene Befunde, sie treten, sowohl farblich wie auch in der Form, unterschiedlich in Erscheinung. Hätte es die vom Kumpelzeugen behauptete Einblutung wirklich gegeben, hätte sie der Hausarzt auch vier Tage später noch bemerken müssen. Wäre

«Es gibt Situationen im Leben, die keiner will.  
Und es gibt eine Karte, die dann jedem nützt.»

Beobachter Rechtsschutz mit  
maximalem Schutz bis Fr. 300 000.-



**Aus Erfahrung wissen wir,  
was alles passieren kann.**

Auf vielfachen Kundenwunsch hat der Beobachter eine kombinierte Privat- und Verkehrsrechtsschutzversicherung entwickelt:

- **Erweiterte Versicherung:** In den konventionellen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 300 000.- versichert.
- **Basis-Versicherung:** In allen anderen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 5 000.- versichert.

**Der Beobachter empfiehlt Ihnen:** Versichern Sie sich, bevor der Ernstfall eintritt.

Einmalig  
im Preis,  
einzigartig in den  
Leistungen.



**Ja**, ich interessiere mich für  
Beobachter Rechtsschutz  
für nur Fr. 260.-\* im Jahr!

Weitere Informationen  
und Anmeldung unter

[www.beobachter.ch/rechtsschutz](http://www.beobachter.ch/rechtsschutz)  
oder telefonisch: **043 444 53 33**

\*Nur in Kombination mit dem Beobachter-Jahresabonnement (Fr. 108.80) erhältlich.

aber das vom Arzt festgestellte Hämatom wirklich vier Tage alt gewesen, hätte es nebst dem «Blauviolett» auch eine andere Farbe haben müssen. Kommt dazu, dass sich Hämatome diffus im Fettgewebe ausbreiten und deshalb kaum Rückschlüsse auf die Form eines Tatwerkzeuges zulassen, sei dies nun ein Hufeisen oder ein Schuhabsatz.

Doch der ominöse, mal blaue, mal rote «Hufeisenfleck» ist die einzige Spur, die konkret auf Roger Bobillier hinweisen könnte. Um diesen Fleck drehte sich alles, er steht im Zentrum des Urteils. Als angeblich belastendes Element erwähnt das Gericht daneben nur noch den verstauchten Finger, eine Verletzung allerdings, die ebenso gut vor oder nach der Intervention der Polizei entstanden sein konnte, etwa beim Gerangel mit dem hochbetagten Nachbarn. In Bezug auf ein angebliches Schleudertrauma, das Markus H. beim Vorfall erlitten haben will und vom Bezirksgericht noch für bare Münze genommen wurde, kam das Obergericht zu einem klaren Schluss: «Wie die Vorinstanz unter solchen Umständen kategorisch ausschliessen konnte, dass die tätliche Auseinandersetzung mit dem Nachbarn als Ursache der Verletzung auszuschliessen sei, ist nicht verständlich.» Ebenso unverständlich ist es, warum das in Bezug auf die Fingerverletzung anders sein soll.

Man sucht also in der schriftlichen Urteilsbegründung gespannt nach den Argumenten, mit

denen die drei Oberrichter die Einwände des Experten Zollinger widerlegen würden. Doch man sucht vergeblich. Es gibt sie nicht. Auf Seite 23 des Urteils heisst es lediglich: «Sowohl die Aussagen des Hausarztes samt seinen fachkundigen Erläuterungen wie auch die Depositionen des Zeugen erscheinen durchaus glaubhaft und überzeugend; mit diesen Aussagen, welche diejenigen des Privatklägers stützen bzw. bestätigen, sind die von Prof. Zollinger in seinem Gutachten gestreuten Zweifel ausgeräumt.» Punkt, Ende der Durchsage. So einfach ist das.

Bei der mündlichen Urteilsöffnung hatte der Vorsitzende Bussmann noch moniert, die

### Wie kommt es, dass sich das Obergericht über die Rechtsmedizin hinwegsetzt?

Gutachten Zollingers seien als Parteibehauptung zu behandeln. Professor Ulrich Zollinger machte sich als langjähriger Co-Direktor des Institutes für Rechtsmedizin in Bern bei der Justiz und in Fachkreisen einen Namen und gilt als ausgewiesener Experte auf seinem Gebiet. Selten hat ein Schweizer Gericht einen anerkannten Experten derart kaltschnäuzig desavouiert.

Wie kommt es, dass sich das Obergericht nicht nur über den gesunden Menschenverstand, sondern auch über die Rechtsmedizin

hinwegsetzt? Wie kommt es, dass alle mit dem umstrittenen und auch politisch brisanten Fall befassten Richter faktisch derselben politischen Partei angehören? Warum delegierte der persönlich bis über die Ohren involvierte Richter Christoph Spiess den Fall nicht an eine andere Strafkammer? Wollten die Oberrichter den Dietiker Gerichtspräsidenten Stephan Aeschbacher, den die *Weltwoche* wegen seiner Verhandlungsführung im Fall Bobillier kritisiert hatte, vor der Schmach einer Niederlage schützen?

### Drohender Gesichtsverlust

Für den im Dezember 2013 von der Stadt Schlieren freigestellten Polizisten Roger Bobillier ist der Schuldspruch eine Katastrophe. Er wurde entlassen, seine Karriere als Polizist ist nachhaltig ruiniert. Wir wissen nicht, was sich bei der geheimen Urteilsberatung und in den Köpfen der Richter abspielte, wir können es bloss erraten. Vielleicht hat es damit zu tun, dass Bezirksrichter Aeschbacher (SP) nicht nur der gleichen Partei angehört wie die drei Genossen Oberrichter, Aeschbacher verdiente sich seine juristischen Sporen als juristischer Sekretär beim Obergericht ab. Der Teilschuldspruch der beiden Polizisten hat ihn vor einem Gesichtsverlust bewahrt. Die Zerstörung der Existenz eines Familienvaters wurde dabei im Sinne eines Kollateralschadens billigend in Kauf genommen. ○

# SVP ist die einzige Partei...

Fragen zu den Wahlen?  
Gratis Hotline: 0800 002 444

... die garantiert, dass

- die Zuwanderung begrenzt wird
- die Missbräuche im Asylwesen beseitigt werden
- kriminelle Ausländer ausgeschafft werden
- ein Anschluss an die EU verhindert wird

Darum am 18. Oktober  
**SVP wählen.**

[www.svp.ch](http://www.svp.ch)

SVP Schweiz, Postfach 8252, 3001 Bern, PC: 30-8828-5



# «Die Mieter sind in der Überzahl»

Hans Egloff ist Präsident des schweizerischen Hauseigentümergeverbands (HEV) und Nationalrat. Hier spricht er über absurde Bauvorschriften, seinen anhaltenden Kampf gegen den Eigenmietwert, über teure Wohnungen an der Goldküste und das Mietrecht als politische Waffe. *Von Philipp Gut*

Herr Egloff, man hat den Eindruck, es werde langsam eng in der Schweiz. Vor freien Wohnungen bilden sich Schlangen. Manche Gebiete sind extrem teuer geworden. Ist der Markt noch gesund?

Für ganz gute Lagen werden teilweise Liebhaberpreise bezahlt. Man sollte aber nicht nur von diesen Extremgeschichten reden, sondern das ganze Bild ansehen. Es gibt diese Hotspots: die guten Lagen am Genfersee, in der Stadt Zürich, an der Goldküste. Doch hier gehen die Preise teilweise bereits zurück. Im mittleren Segment gibt es eine Konsolidierung. Nur im unteren Segment sehen wir nach wie vor ein Preiswachstum. Insgesamt funktioniert der Markt.

Welchen Einfluss auf die Preisentwicklung hat die Zuwanderung?

In den letzten Jahren war das sicher ein wichtiger Faktor. Wenn man jedes Jahr eine Zuwanderung in der Grössenordnung einer Stadt wie St. Gallen aufnimmt, dann stösst man mit den heutigen Bauvorschriften langsam an eine Grenze.

Was läuft denn da genau schief?

Man müsste, gerade in den Städten, etwas weiter denken. In einzelnen Quartieren sollte es erlaubt sein, höher zu bauen und eine bessere Ausnützung zu erreichen. Das Beharren auf den unzähligen, sicher gutgemeinten Grundsätzen in der Raumplanung und im Baurecht verschlimmert das Problem. Teilweise erlebt man eine absurde Bürokratie.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Energetisches Sanieren ist ja ein Zeichen der Zeit. Ich bin Präsident einer Stiftung, die ein altes Haus besitzt – eine richtige Energieschleuder. Wir wollten es sanieren, indem wir an allen Fassaden dreissig Zentimeter Isolation angebracht hätten. Natürlich hätten wir auch die Balkone um diesen Wert nach aussen verschieben wollen, damit die Fläche erhalten bleibt. Weil das Grundstück an die Landwirtschaftszone grenzt, wo ein Mindestabstand einzuhalten ist, wurde unser Gesuch nicht bewilligt. Ich finde es ja richtig, dass man die Landwirtschaftszone schützt. Aber bitte mit Augenmass.

Was stört Sie besonders bei der Regulierungsflut im Bereich der Bauvorschriften?

Stichwort «Baubewilligungen»: Dass ein eingereichtes Projekt einfach bewilligt wird, habe ich in jüngerer Zeit nie mehr



«Es gibt überall Hürden und Fussfesseln»: HEV-Chef Egloff.

erlebt. Sie erhalten in der Regel Auflagen im Umfang von mehreren Seiten. Die massive Zunahme der Baukosten rührt auch daher.

Ist ein Ende dieser Entwicklung abzusehen?

Leider nicht. Es gibt jetzt immer neue Vorschriften im Bereich Energie und Umwelt. Ein Beispiel sind die Mustervorschriften des

«Ich finde es ja richtig, dass man die Landwirtschaftszone schützt. Aber bitte mit Augenmass.»

Bundes bei der Energiestrategie 2050. Elektroheizungen sollen verboten und der Anteil der erneuerbaren Energien auf mindestens zehn Prozent festgeschrieben werden. Ein anderes Beispiel ist die Revision des Gewässerschutzgesetzes. Es soll schweizweit untersagt werden, näher als elf Meter an Gewässer heran zu bauen.

Es gibt viele Altstädte, die malerisch am Wasser gebaut wurden. Wo liegt das Problem?

Ich spreche nicht nur von Flüssen und Bächen. Viele Gegenden der Schweiz sind durchzogen von Rinnsalen, die man bislang

gesammelt und per Rohr in einen Bach weggeführt hat. Solche unterirdischen Gewässer gelten aber auch als schützenswert.

Interessant ist die sogenannte Eigentumsquote, die angibt, wie hoch der prozentuale Anteil der Wohneigentümer ist.

Dieser Wert liegt derzeit bei zirka 38 Prozent. Damit liegen wir im europäischen Vergleich am Schluss.

Das erstaunt etwas, bei den ansonsten hohen Lebensstandards.

Der Boden ist von Natur aus ein beschränktes Gut. Dazu kommen politische Rahmenbedingungen: das Raumplanungsgesetz, Richtpläne, im Kanton Zürich die Kulturlandinitiative. Das alles verteuert den Traum von den eigenen vier Wänden. Die Baukosten sind überall ähnlich teuer – und die Betonung liegt hier aus den genannten Gründen wirklich auf «teuer».

Dabei befinden sich die Hypothekarzinsen seit Jahren auf einem Rekordtief.

Wobei man aufpassen muss, dass man sich mit dem Erwerb eines Eigenheims nicht ins Unglück stürzt. Es ist richtig, dass Banken bei Tragbarkeitsprüfungen verpflichtet sind, mit vier oder viereinhalb Prozent zu rechnen.

Irgendwann steigen die Zinsen, dann sollte die Rechnung noch aufgehen.

### **Die Schweiz hat pro Kopf die höchste Verschuldungsquote in Europa. Wie sehr geht das auf die Hypotheken zurück?**

Das hat einerseits etwas mit Kultur zu tun, aber auch mit unserem Steuersystem. Dieses belohnt das Schuldenmachen. Sie versteuern den Eigenmietwert und dürfen demgegenüber die Schuldzinsen abziehen. Das ist im heutigen Umfeld für die Eigentümer im Vergleich zu früher weniger attraktiv, da der Zins sehr tief ist. Also besteht ein Anreiz, Schulden zu machen und diese nicht abzubauen.

### **Ihr Verband hat verschiedentlich versucht, den Eigenmietwert abzuschaffen. Ohne Erfolg. Warum?**

Bei unserem letzten Versuch, mit der Volksinitiative «Sicheres Wohnen im Alter», waren wir nahe dran. 47,4 Prozent der Stimmentenden haben ja gesagt. In neun Kantonen hatten wir eine Mehrheit. Dass Handlungsbedarf besteht, ist eigentlich allen klar. Der Nationalrat hat kürzlich eine Motion von mir angenommen.

### **Was würde sich ändern?**

Ich möchte ein einmaliges Wahlrecht beim Erwerb einer Wohnung oder eines Hauses: Entweder Sie entscheiden sich für das jetzige System, oder Sie verzichten auf alle Schuldzinsabzüge, die über die Vermögenserträge hinausgehen, und versteuern im Gegenzug keinen Eigenmietwert. Auch Unterhaltskosten könnten Sie bei der Bundessteuer nur noch bis zu 4000 Franken abziehen. Solch ein Wahlrecht kennt das Steuerrecht bereits in anderen Zusammenhängen. Es wäre also völlig problemlos.

### **Ihr Vorstoss hat den Nationalrat haarscharf passiert und liegt jetzt beim Ständerat.**

Sie finden in Bern keinen Politiker, der gegen die Abschaffung des Eigenmietwerts ist. Bloss sagen die Linken: «Alle Abzüge müssen auch weg.» Und die Grünen sagen: «Alle Abzüge ausser die für Energiesanierungen.» Bei den Bürgerlichen ist eine Abschaffung der Kosten für den Unterhalt unbeliebt, weil dies das Gewerbe trifft. «Viele Hunde sind des Hasen Tod.» Ich hoffe, dass mein Vorstoss die Blockade aufricht.

### **Artikuliert sich in den Regeln zum Eigenmietwert auch der Neid der Mieter?**

Ein Stück weit sind sie sicher ein Ausdruck davon, dass wir in der Schweiz sechzig Prozent Mieter haben.

### **Der Hauseigentümergeverband feiert dieses Jahr sein hundertjähriges Bestehen. Wie ist er eigentlich entstanden?**

Die Gründung des HEV fällt in die Zeit des Ersten Weltkriegs. Damals haben sich viele Mansarden geleert, weil die jungen Männer ins Militär mussten. Daraus ergaben sich Leerstände. In dieser Notsituation schlossen

sich die Eigentümer zusammen. Ihre Idee war eine gemeinsame Mietausfallversicherung. Nach wie vor geht es im Verband um das Verhältnis Mieter–Vermieter. Allerdings sind wir heute keine reine Vermieterorganisation mehr, da es unterdessen mehr Besitzer gibt, die ihr Wohneigentum selbst bewohnen.

### **Was entgegnen Sie Kritikern, die den HEV als Grüppchen sehen, das Partikularinteressen auf Kosten der Allgemeinheit durchpeitscht?**

Ich weise nicht ohne Stolz darauf hin, dass wir kein kleines «Grüppchen» sind, sondern schweizweit 330 000 Mitglieder haben. 78 000 allein im Kanton Zürich. Jeder zweite Eigentümer ist Mitglied bei uns. Der Verband ist initiativ- und referendumsfähig, wie wir mehrfach bewiesen haben. Am Immobiliensektor hängen in der Schweiz gemäss volkswirtschaftlichen Erhebungen siebzehn Prozent aller Arbeitsplätze. Das ist jeder sechste Arbeitsplatz! Es beginnt beim Architekten und Planer und reicht bis zum Maurer, Polier und Hauswart und zu den Leuten, die bei den Banken die Hypotheken vergeben.

---

### **«Sie finden keinen Politiker, der gegen die Abschaffung des Eigenmietwerts ist.»**

---

### **Auf der Gegenseite ist der Mieterverband sehr aktiv. Der Kündigungsschutz wird beständig ausgebaut.**

Eigentlich ist ein Mietvertrag ganz einfach: Der Vermieter zeigt einem Wohnungsuchenden ein Mietobjekt. Er sagt: «1850 Franken plus Nebenkosten.» Sie geben sich die Hand. Es geht also eigentlich um ein simples Rechtsverhältnis, das zwei Menschen miteinander gestalten können. In der Praxis kommen Sie aber heute als Vermieter kaum noch ohne Rechtsanwalt oder Verband aus. Es gibt überall Hürden und Fussfesseln.

### **Konkret?**

Wenn Sie als Vermieter den Vertrag kündigen wollen, dann müssen Sie dies auf dem vom Regierungsrat genehmigten Formular tun. Andernfalls ist die Kündigung nichtig – als ob sie nie verschickt worden wäre. Ursprünglich waren diese Regeln eine vorübergehende Missbrauchsgesetzgebung, die dann in den 1990er Jahren unverrückbar ins Obligationenrecht geschrieben wurde.

### **Man hört immer von Vermietern, die ihre renitenten Mieter kaum loswerden.**

Wenn Ihnen ein Mieter auf der Nase herumtanzen will, kann er das. Auch wenn Sie die Kündigung auf dem korrekten Formular verschicken, bleibt sie anfechtbar. Der Mieter darf eine Begründung verlangen und Ihnen dann missbräuchliche Absichten unterstellen, weil Sie Krach bekommen haben wegen der Nebenkosten oder Ähnlichem. Selbst bei einer gültigen Kündigung kann

der Mieter bis zu vier Jahre Erstreckung verlangen. Nehmen Sie an, Sie besitzen ein Mehrfamilienhaus, das Sie umbauen wollen, weil die Küchen und Bäder noch aus den 1970er Jahren stammen, es durch die Ritzen zieht und die Elektroinstallationen veraltet sind. Bei einer Totalsanierung kann es sein, dass zwei Jahre nach der Kündigung noch Leute drin sitzen und alles verzögern. Ohne eine rechtsgültige Baugenehmigung ist die Kündigung nicht einmal gültig.

### **Also sitzt der Mieter am längeren Hebel?**

Die Rechte der Mieterschaft wurden erweitert. Politisch merkt man, dass die Mieter in der Mehrzahl sind. Und mit der Formularpflicht geht es noch weiter.

### **Was heisst das?**

Der Bundesrat schlägt dem Parlament vor, dass der Vermieter dem Mieter vor der Unterzeichnung des Mietvertrags mitteilen muss, zu welchen Konditionen er die Wohnung oder das Haus dem Vormieter überlassen hat. Tut er dies nicht, kann der Mieter irgendwann in der Zukunft geltend machen, der Mietzins sei missbräuchlich, und zeitlich unbefristet die Rückzahlung verlangen.

### **Es kann ja ökonomische Gründe geben für eine Mietzinserhöhung.**

Daran sieht man, dass wir keine Marktmiete haben. Der Gesetzgeber beziehungsweise das Bundesgericht hat klare Vorstellungen davon, wann ein Ertrag auf eine Liegenschaft missbräuchlich ist. Man orientiert sich da am Referenzzinssatz, der die obere Grenze der Rendite markiert. Mit Marktwirtschaft hat das alles kaum noch etwas zu tun. Aber: Es ist eine Tatsache, dass über neunzig Prozent der Mieter mit ihrer Wohnsituation zufrieden sind.

Protokoll: Florian Schwab

## **Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft**

● **Konsumkredite**  
**Bundesrat begeht**  
**fatalen Fehler**

● **KMU aktuell**  
**Gotthardtunnelsanierung**

Verladeanlagen –  
eine undurchdachte  
Lösung mit überdimen-  
sionalen Kosten und  
Landverschleiss  
Mittwoch, 14. Oktober,  
21 Uhr auf



**www.gewerbezeitung.ch**

# Anker zum Abschied

Marc Fehlmann ist zum Direktor des Deutschen Historischen Museums in Berlin gewählt worden. Bevor er sein Amt antritt, sorgt er in der Schweiz noch einmal für Furore: Er bringt Christoph Blochers Sammlung ins Winterthurer Reinhart-Museum. Von Rico Bandle und Noë Flum (Bild)

Er würde ihnen gerne noch den oberen Stock zeigen, sagt Marc Fehlmann den rund ein Dutzend Kunstinteressierten, die er eben durch den prächtigen neuen Hodler-Saal seines Museums geführt hat. «Aber leider geht das nicht.» Oben, da werden gerade die Bilder aufgehängt für die letzte Ausstellung Fehlmanns in Winterthur – eine Ausstellung von einer Dimension, wie sie dieses Museum noch nie erlebt hat: Gezeigt werden Meisterwerke aus der Sammlung von alt Bundesrat Christoph Blocher. Nächste Woche kann Fehlmann die von ihm konzipierte Schau endlich der Öffentlichkeit präsentieren.

Als Fehlmann vor dreieinhalb Jahren nach Winterthur kam, stand das Museum Oskar Reinhart vor dem Konkurs. Eine anonyme Spende von 1,2 Millionen Franken rettete den Betrieb für drei Jahre, Fehlmann verhalf dem Haus mit der fantastischen Sammlung Oskar Reinharts zu neuem Glanz, machte Ausstellungen, die auch international beachtet wurden. Darüber hinaus trat er als mutiger und unerbittlicher Kämpfer für die hiesigen Museen in Erscheinung: Wegen der Debatte um Raubkunst aus dem Zweiten Weltkrieg ist der Kunststandort Schweiz zurzeit ähnlichen Angriffen ausgesetzt wie vor achtzehn Jahren der Bankenplatz mit den nachrichtenlosen Vermögen. Fehlmann gehört zu den wenigen Direktoren, die sich in aller Deutlichkeit gegen die Kriminalisierung heutiger Eigentümer wehren.

Ende Jahr tritt Marc Fehlmann ab, er wechselt als Sammlungsdirektor an das Deutsche Historische Museum in Berlin. Damit wird der Schweizer oberster Hüter der deutschen Geschichte. Die Blocher-Ausstellung ist ein triumphaler Abgang: Erstmals überhaupt ist die Sammlung in einer solchen Form in einem Museum zu sehen; sie wird dem Haus voraussichtlich einen Allzeit-Publikumsrekord beschere.

## Mentor Eberhard Kornfeld

Marc Fehlmann ist ein eher kleingewachsener Mann, ein Schnelldenker und -sprecher, der mit seinem Anzug, dem Schnauz und der Brille wirkt wie ein Gelehrter aus einer anderen Zeit. Sein unbändiger Tatendrang, seine Eigenschaft, auf charmante Art kein Blatt vor den Mund zu nehmen, sowie seine abenteuerliche Lebensgeschichte, die ihn via London, Kenia und Zypern nach Winterthur brachte, machen ihn zu einer der spannendsten Figuren im hiesigen Kulturbetrieb.

Seine ersten fünf Lebensjahre verbrachte Fehlmann im englischen Newmarket, wo der

Vater für das Pharmaunternehmen Ciba-Geigy tätig war. Für die Einschulung kehrte die Familie zurück in die Schweiz. Dass Marc Archäologie und Kunstgeschichte studieren wollte, war schon früh klar. Der Vater forderte seinen Sohn auf, erst jenen Bereich der Kunst kennenzulernen, in dem Geld verdient wird. Also machte Fehlmann nach der Unteroffizierschule ein Volontariat beim legendären Berner Kunsthändler Eberhard W. Kornfeld, dann auch beim

«Blocher kennt sich unglaublich gut aus mit Kunst, bei ihm sind die Bilder eine Herzensangelegenheit.»

Auktionshaus Sotheby's in London. Mit dem Studium an der Universität Basel kam er nur schlecht voran: Der akademische Hang, fehlenden Inhalt durch möglichst viele Fremdwörter und Schachtelsätze zu kaschieren, stiess ihn ab.

So wechselte er von Basel an die Uni Zürich und arbeitete nebenher im Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft als Assistent von Direktor Hans A. Lüthy. «Kornfeld und Lüthy sind die beiden Personen, die mich beruflich entscheidend geprägt haben. Beide waren beziehungsweise sind starke, visionäre Persönlichkeiten, die sich selbst immer treu blieben und nie halbe Sachen machten.»



Ankers «Mona Lisa»: «Bildnis eines Mädchens».

1999 fand Fehlmann eine Anstellung als Konservator beim Kunstmuseum Bern. Dort verantwortete er mehrere grössere Ausstellungen, darunter auch eine, die seinem Mentor Eberhard W. Kornfeld gewidmet war. Drei Direktoren erlebte er in nur vier Jahren, zuletzt kam Matthias Frehner, der noch heute das Haus leitet. Unter ihm kam es 2003 zum Eklat: Ein Drittel der Belegschaft verliess das Haus, darunter alle Kuratoren, auch Fehlmann. Er sei familiär ungebunden, dadurch habe er das Privileg, immer das machen zu können, was er für richtig halte, sagt er. «Auch in Diktaturen sind Frei- und Querdenker die gefährlichsten Menschen: Sie neigen am ehesten dazu, das System zu unterlaufen.»

## Notgrabungen in Zypern

Zum freiheitsliebenden Geist Fehlmanns gehört eine ausgeprägte Abenteuerlust. Als sein Bruder 1993 in Kenia tödlich verunglückte, reiste Fehlmann kurzerhand nach Afrika und übernahm interimistisch die Leitung des Agrarexportunternehmens, das der Bruder gegründet hatte. Von dort verkaufte er Keniabohnen an die Migros Nordwestschweiz und an Sainsbury's in Grossbritannien. Nach seinem Abgang beim Berner Kunstmuseum lehrte er an den Universitäten von Zürich, Oxford und Famagusta in Nordzypern, wo er mitten im Konfliktgebiet für die einzige Notgrabung im türkischen Teil der Insel verantwortlich war. Kenia und Zypern waren prägende Erfahrungen: «In Kenia habe ich erlebt, wie eine korrupte Elite ein eigentlich reiches Land ruiniert. In Zypern sah ich, wie konservative islamistische Kräfte langsam die Macht übernahmen und die Freiheit der Menschen, aber auch der Wissenschaft Schritt für Schritt beschnitten. Alle ausländischen Forscher haben 2010 das Land verlassen, seither motten die Grabungen vor sich hin.»

Nach einem Abstecher nach Budapest trat Fehlmann im Mai 2012 die Stelle in Winterthur an. Er war aus 54 Bewerbern einstimmig gewählt worden. Die Stadt hatte das Museum viele Jahre lang ausbluten lassen, die weltweit einzigartige Kunstsammlung von Stifter Oskar Reinhart (1885–1965) stand vor dem Ruin. Fehlmann verfolgte eine Vorwärtsstrategie: Statt zu sparen, investierte er kräftig in Ausstellungen und in die Werbung. «Der Stiftungsrat und ich waren der Meinung: lieber mit einem Feuerwerk untergehen, als leise zu sterben», sagt er.

Dass er mit seinem Vorwärtsdrang zuweilen ängstliche und opportunistische Vorgesetzte in



«Lieber mit einem Feuerwerk untergehen, als leise zu sterben»: Museumsdirektor Fehlmann.

Aufsichtsgremien und Politik überfordert, versteht sich von selbst. Hätte er mehr Rückenwind gespürt, wäre er vielleicht in Winterthur geblieben. «Ich habe hier in Winterthur das beste Team, mit dem ich je zusammenarbeiten durfte, das verlasse ich nicht gerne. Aber wenn für die Stadt das ehrgeizigste Ziel der Erhalt des Status quo unter einem neuen Label ist, so ist das nicht inspirierend.»

### Nur Bilder, kein Geld

Bevor er Winterthur verlässt, kommt aber noch die Blocher-Ausstellung. Fehlmann hat sich unter anderen gegen seinen einstigen Arbeitgeber durchgesetzt, das grosse Kunstmuseum Bern.

Fehlmann kommt ins Schwärmen, wenn von Blochers Kunstsammlung die Rede ist: «Bei Blocher hat es fast nur Triple-A-Werke, die Qualität der Bilder ist durchgehend extrem hoch.» Im Berner Kunstmuseum hätte Blocher einen viel umfassenderen Teil seiner Sammlung zeigen können, trotzdem hat er sich für Winterthur entschieden. Blocher begründet seinen Entscheid: «In Bern gab es immer wieder Sammler-Ausstellungen, da wollte ich mich nicht einreihen. Es geht um die Kunst, nicht um

---

**«Es gibt schon ein oder zwei Bilder, bei denen es mich erstaunt, dass er sie nicht gewählt hat.»**

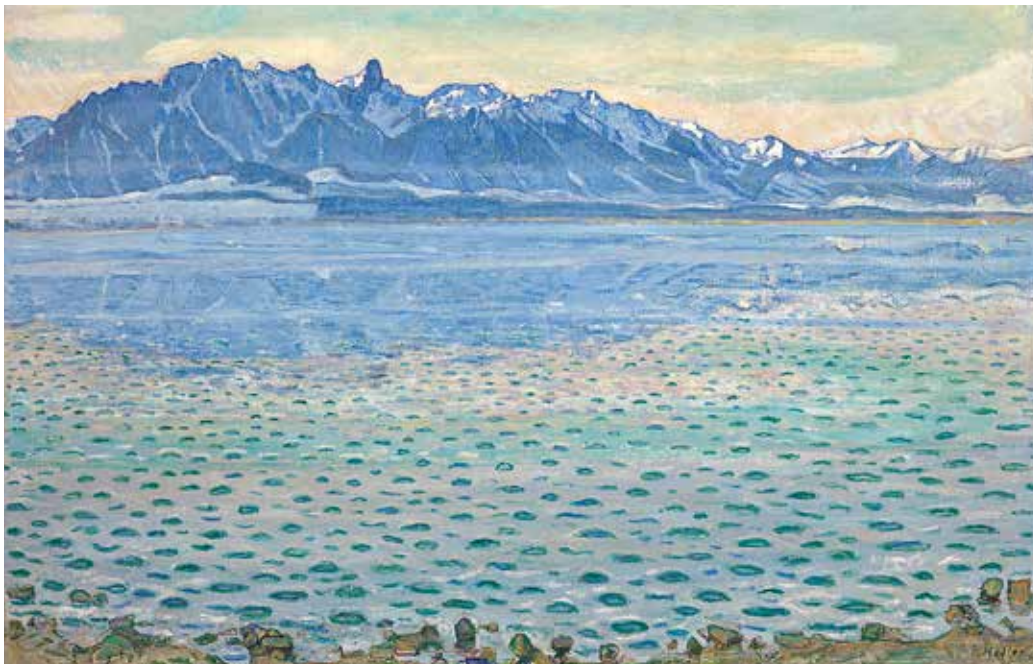
---

mich.» Zudem finde er es gut, wenn nicht immer nur die Zentren Zürich, Basel oder Bern zum Zug kämen.

Blocher und Fehlmann legen Wert auf zwei Bedingungen, über die sie sich für die Ausstellung geeinigt haben. Erstens: Das Museum allein bestimmt die Auswahl der Bilder, der Sammler hat diesbezüglich kein Mitbestimmungsrecht. Zweitens: Blocher stellt nur die



«Die wirklich guten Werke»: Giacomettis «Maternità», 1908.



*Innige Liebesbeziehung*: Hodlers «Thunersee mit Stockhornkette», 1904.

Bilder zur Verfügung, kein Geld. «Die Vorstellung, dass der Sammler dafür bezahlt, damit seine Bilder gezeigt werden, behagt mir nicht», sagt Blocher. Fehlmann beteuert, die Ausstellung sei vollständig durch Sponsoren und Eintrittsgelder finanziert: «Es fliessen dafür keine Steuergelder.»

Blochers Sammlung umfasst rund 500 Gemälde. Wie wählt man daraus 83 passende für die Ausstellung aus? Für Fehlmann war klar, dass er sich nicht auf Anker oder Hodler beschränken, sondern die Sammlung in ihrer Breite abbilden wollte. «Ich hatte einige zentrale Werke im Kopf, die gesetzt waren. Dann ging es darum, Passendes für rundherum zu finden, damit die Ausstellung stimmig wird.» So gibt es zum Beispiel eine Wand mit Hodlers Stockhornketten und eine mit Ankers Kinderporträts. Eines dieser Anker-Porträts gehört zu Fehlmanns Lieblingsbildern der Sammlung Blochers: das «Bildnis eines Mädchens» von 1886 (siehe Seite 46). «Das klingt vielleicht abgedroschen, aber es ist für mich Ankers «Mona Lisa», sagt Fehlmann.

Als Blocher den Vergleich mit da Vincis Meisterwerk hört, sagt er lachend: «Das ist nicht wie «Mona Lisa», das ist viel besser!» Das Werk hänge bei ihm im Esszimmer, schräg vis-à-vis von seinem Sitzplatz, damit er es immer sehe. «Wenn es für eine Ausstellung weg ist, so freue ich mich immer, wenn es wieder zurückkommt.» Blocher hat seine Kunst nicht wie andere Sammler eingelagert, er lebt mit ihr, hängt auch immer wieder Bilder um. «Von einigen Bildern hat man nach einigen Monaten genug, die ersetze ich

dann. Andere, wie das Anker-Mädchen, kann ich immer ansehen. Das sind dann die wirklich guten Werke.» Ist er zufrieden mit der Auswahl Fehlmanns? «Es gibt schon ein oder zwei Bilder, bei denen es mich erstaunt, dass er sie nicht gewählt hat. Aber ich möchte ihm nicht dreinreden.»

Blocher und seine Bilder, man spürt es im Gespräch sofort, das ist eine innige Liebesbeziehung. Dies beeindruckt auch Marc Fehlmann: «Er kennt sich unglaublich gut aus mit Kunst, bei ihm sind die Bilder keine Prestige-Sache, sondern eine Herzensangelegenheit.»

Überhaupt bewundert Fehlmann Blochers sammlerische und unternehmerische Leistungen sowie dessen Fähigkeit, komplexe Sachverhalte verständlich auszudrücken. Blocher zu rühmen, das kommt im Kulturbetrieb einem Selbstmord gleich; ein Verlag hat sich geweigert, den Ausstellungskatalog zu drucken. Fehlmann möchte das nicht überbewerten. Er sei nicht auf Widerstand gestossen, als er dem Stiftungsrat das Ausstellungsprojekt vorgestellt habe. «Die kritischsten Voten kamen nicht von den Linken, sondern eher aus der Ecke der FDP», sagt er.

Für Berlin hegt Fehlmann ebenfalls ehrgeizige Pläne. «Die Deutschen haben den durchaus verständlichen Hang, immer die Zivilisationskatastrophe in den Vordergrund zu rücken. Ich möchte aber auch die anderen Aspekte der deutschen Geschichte hervorheben, die grossen Vordenkerinnen und Erfinder, jene positiven Errungenschaften, welche die Welt vorangebracht haben. Das wirkt von einem Ausländer unbelasteter als bei einem Deutschen.» Deutschland darf sich auf einen solchen Direktor freuen.

**Hodler, Anker, Giacometti. Meisterwerke der Sammlung Christoph Blocher.** Museum Oskar Reinhart, Winterthur, 11. Oktober bis 31. Januar.



# Asylanten als Alibipfleger

In Heimen und Spitälern erscheinen regelmässig Hilfspfleger aus dem Asylbereich. Ihnen fehlten oft elementare Voraussetzungen für die Betreuung von Patienten und alten Menschen, bemängeln Pflegefachleute. Der Bund will noch mehr Migranten auf Pflegestationen schicken. *Von Alex Reichmuth*

Nicole Wilander und Peter Städler\* haben gewiss nichts gegen Flüchtlinge. Die beiden Pflegefachleute mit langjähriger Erfahrung finden, dass Verfolgte und Kriegsvertriebene Anrecht auf Schutz bei uns haben. Trotzdem stehen sie Migrationsprojekten in ihrem beruflichen Umfeld kritisch gegenüber. Sie haben schlechte Erfahrungen gemacht mit anerkannten Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Asylanten, die in ihren Abteilungen als ungelernete Helfer erschienen. Das kommt in letzter Zeit häufig vor.

«Manchmal frage ich mich, wie sich Migrationsfachleute, die uns solche Leute schicken, den Pflegeberuf vorstellen», sagt Wilander. Sie arbeitet in der Demenzabteilung eines Pflegeheims. Dort habe sie regelmässig Hilfspflegerinnen zu betreuen, denen elementare Voraussetzungen fehlten. «Oft sind es Leute, denen jedes Interesse an der Pflege abgeht, die man aber dennoch nach einer Einführung von wenigen Wochen auf alte Menschen loslässt», so Wilander. Ihr Kollege Städler arbeitet in einem Regionalspital. Er bemängelt, viele Hilfskräfte aus dem Asylbereich könnten schlecht Deutsch. «Dabei ist die Verständigung über die Sprache in der Pflege zentral», so Städler. Nicole Wilander pflichtet bei: «Ich betätige mich oft als eine Art Deutschlehrerin, statt dass ich mich um meine Bewohner kümmern kann.»

Hilfspfleger aus dem Asylbereich stünden häufig auch eigene Probleme im Weg. «Flüchtlinge kämpfen oft mit Traumata aufgrund ihrer Erlebnisse», so Städler. «Um gut pflegen zu können, muss man aber psychisch stabil sein.» Bei der Auswahl von Hilfspfleger sei man sich zu wenig bewusst, dass ein anderer kultureller Hintergrund sich gravierend auswirken könne. «Muslime etwa reagieren unter Umständen anders als wir, wenn sie alte Leute im Intimbereich pflegen sollten», sagt Wilander.

## «Respektlos»

Migrationsprojekte im Pflegebereich seien oft Alibiübungen, bemängeln Wilander und Städler. Konzeptlos Flüchtlinge und Asylanten in Heime und Spitäler zu schicken, sei respektlos gegenüber Patienten und Bewohnern und belaste das vorhandene Personal zusätzlich.

Viele Hilfskräfte aus dem Asylbereich kommen über den «Lehrgang Pflegehelfer/-in» des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK) auf Pflegestationen. Die Kurzausbildung dauert wenige Wochen. Beim SRK reagiert man mit Unverständnis auf die Kritik der Pflegefachleute.

«Solche Vorkommnisse sind uns nicht bekannt», versichert Urs Frieden, Sprecher des SRK-Departements Gesundheit und Integration. Den Vorwurf, die Eignung künftiger Hilfspfleger werde ungenügend abgeklärt, weist er zurück. Insbesondere punkto Motivation und Sprachkenntnissen bestünden beim SRK «relativ hohe Hürden». Curaviva, der Verband der Heime, macht auf Anfrage vage Andeutungen auf Probleme. «Die Anforderungen auch an Hilfspersonal in der Pflege und Betreuung sind beträchtlich und werden von Branchenunkundigen oft unterschätzt», schreibt Curaviva. Zusätzliche Abklärungen, ob jemand für eine Pfl egetätigkeit geeignet sei, seien darum «hilfreich».

## Unter politischem Druck

Klarer äussert sich der Berufsverband der Pflegefachleute (SBK). Man stehe «Projekten, welche ungelernetes Personal aus dem In- oder Ausland in die Pflege integrieren sollen, skeptisch gegenüber», hält Geschäftsführerin Yvonne Ribi fest. Insbesondere seien ausreichende Sprachkenntnisse wichtig, «denn die Kommunikation ist ein Kernstück der zwischenmenschlichen Beziehung, die während der Pflege entsteht».

Beim SRK betont man aber, der eigene Kurzlehrgang «Pflegehelfer/-in» stelle «einen Bei-

trag [...] zur Behebung des Personalmangels in der Pflege dar». Die Anstellungsrate der Abgänger des Lehrgangs sei denn auch «sehr hoch», so Urs Frieden. Allerdings: In Heimen und Spitälern fehlt es zwar an diplomierten Pflegefachkräften, jedoch kaum an Hilfspfleger. Entsprechend weist Yvonne Ribi vom SBK darauf hin, «dass Rotkreuz-Pflegehelferinnen oft Schwierigkeiten haben, einen Job zu finden». Auch beim Heimverband Curaviva betont man, es bestehe in der Pflege «kein Mangel» an Hilfskräften.

Dennoch gleist das Schweizerische Rote Kreuz derzeit ein neues Projekt auf, um noch mehr Flüchtlinge und vorläufig aufgenommene Personen als Pflegehelfer zu rekrutieren. Der Start soll im Laufe des nächsten Jahres erfolgen. Beim SRK ist derzeit nicht zu erfahren, wie dieses Projekt konkret aussieht und nach welchen Kriterien die Teilnehmer ausgewählt werden sollen. Bekannt ist aber, dass sich das Staatssekretariat für Migration des Bundes daran finanziell beteiligen will. Der Bund steht unter politischem Druck, weil ein hoher Anteil der Asylanten mit Bleiberecht in der Schweiz von der Sozialhilfe lebt. Zeichnen sich mit dem neuen Migrationsprojekt von Bund und SRK weitere Alibiübungen ab?

\*Namen geändert



«Die Anforderungen werden von Branchenunkundigen oft unterschätzt.»

# Im komfortablen Elend

Die Schweiz sei kein souveräner Staat, in dem ein Volk der Freien und Gleichen demokratisch seine Geschicke selbst bestimme. Das behauptet der Zürcher Professor Jakob Tanner seit je – und widerlegt sich mit seiner «Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert» gleich selbst. *Von Markus Schär*

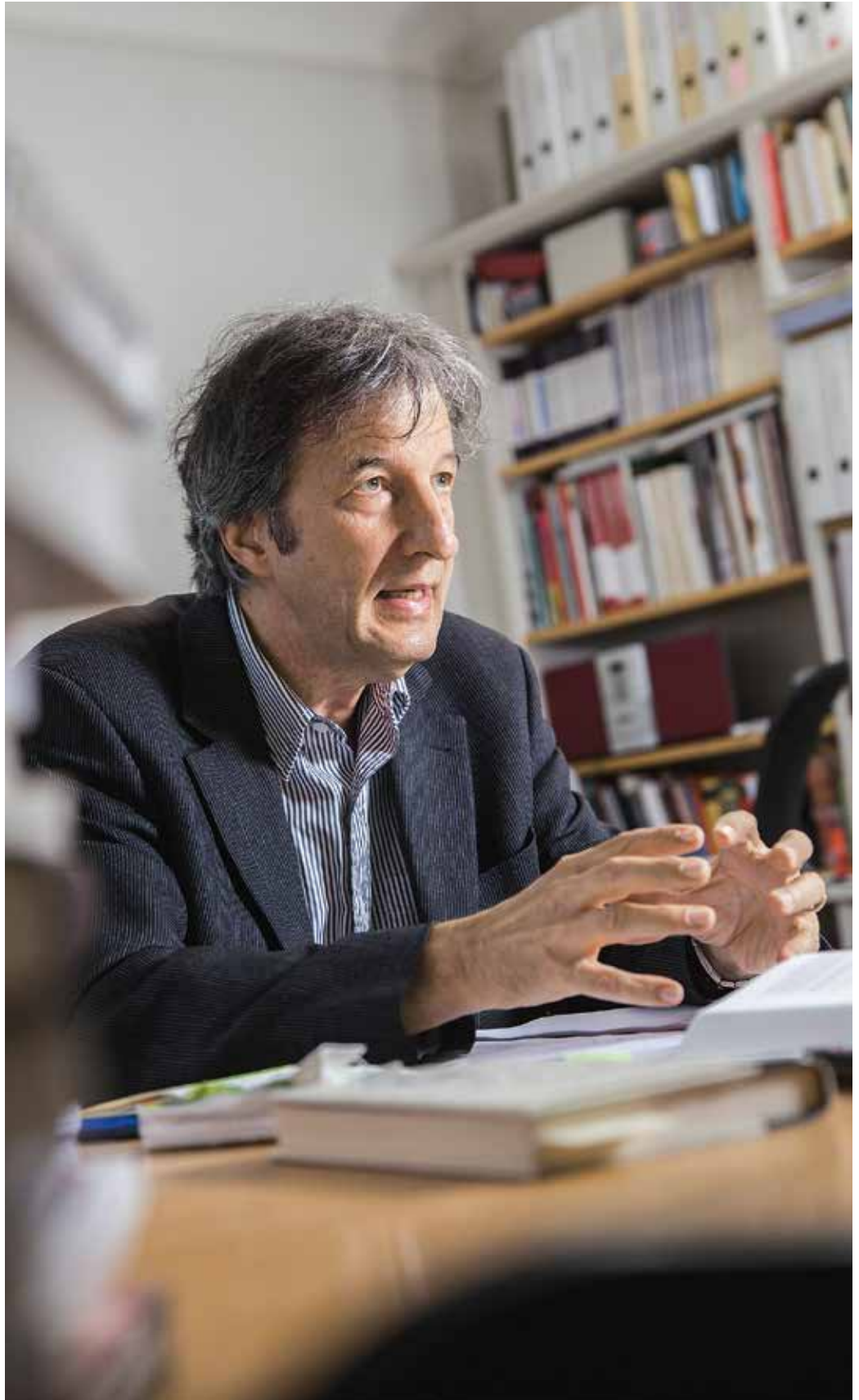
*La Suisse dans l'histoire  
aura le dernier mot.*  
Victor Hugo, 1859

«Er ist ein Politiker, der sich einmischt», kündigte SP-Generalsekretärin Leyla Gül den Geschichtsprofessor an, «äh ... ein Historiker.» Die Funktionärin stellte Jakob Tanner vor; der kürzlich emeritierte Zürcher Professor sprach beim Wahlauftakt der Schweizer Sozialdemokraten am Geburtstag der Bundesverfassung von 1848 auf einer Holzbrücke in Turgi AG, neben den beiden Genossen im Bundesrat, Simonetta Sommaruga und Alain Berset, und dem Genossen auf dem höchsten Stuhl des Europäischen Parlaments, Martin Schulz. Und der Versprecher von Leyla Gül passte perfekt.

Denn Jakob Tanner, der bei der Geschichtsklitterung der Genossen mitmachte, laut der wir den Bundesstaat von 1848 eigentlich der Sozialdemokratie verdanken, mischt sich als Historiker seit je in die Politik ein. Als Militärdienstverweigerer, also Repressionsopfer in den achtziger Jahren, zählte er zu den schärfsten Kritikern des Finanzplatzes und zu den eifrigsten Promotoren der Armeeabschaffungsinitiative. Er legte sich in seiner Dissertation mit dem Mythos vom Réduit im Zweiten Weltkrieg an, forschte in den Zeiten des «Needle Park» auf dem Zürcher Platzspitz zu Drogen und zwang schliesslich als führender Kopf der Bergier-Kommission die Schweiz, sich ihrer angeblich dunklen Geschichte zu stellen.

## Tanners Kampfansage

Was ist also zu erwarten, wenn dieser Mann, als brilliantester Schweizer Historiker seiner Generation gerühmt, eine «Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert» vorlegt? Zuerst eine Entschuldigung, denn der Internationalist hält natürlich nichts von Nationalgeschichten. Sein Buch, auf fast siebenhundert Seiten angeschwollen, erscheint denn auch in einer Reihe des Verlags C. H. Beck, die mit kurzen (!) Studien zu den einzelnen Staaten den paneuropäischen Vergleich anregen will. Und zweitens vor allem eine Kampfansage: Jakob Tanner schreibt die Geschichte der Nation, indem er die Nationalgeschichte zerlegt. So dreht er das Diktum von Winston Churchill um, der die Probleme des Balkans damit erklärte, dass dieser mehr Geschichte produziert habe, als er verbrauchen könne: «Diese Schwierigkeit hat die Schweiz nicht: Es scheint vielmehr so, als habe sie die Unfähigkeit, grosse Geschichte zu produzie-



«Wir haben den Fortschritt definitiv hinter uns»: Historiker Tanner.

ren, im komfortablen Elend des Erreichten erstarren lassen.»

Die Schweiz sei im Produzieren von Geschichte nicht so harmlos, wie sie sich gerne gebe, stellt der Kritiker allerdings fest. Es gelte, zu verstehen, «wie es dieses Land geschafft hat, viele Probleme, die es verursachte und mit denen es sich konfrontiert sah, hinter einem grossen Bildschirm von Mythen- und Erzählungen verschwinden zu lassen». Dabei meint Jakob Tanner vor allem die beiden grossen Mythen, an denen er sich seit über dreissig Jahren abarbeitet: einerseits den Mythos vom Staat, der sich souverän und neutral aus dem Chaos der Welt heraushält, andererseits den Mythos vom Volk, in dem die Freien und Gleichen ihr Geschick und damit ihre Geschichte direktdemokratisch selbst bestimmen.

Es lohnt sich zu lesen, was der linke Historiker dazu zu sagen hat, für Experten wie für Laien aller Couleur, zumal Jakob Tanner für seine Verhältnisse eingängig und passagenweise sogar anschaulich schreibt: Er legt die massgebliche Schweizer Geschichte für das 20. Jahrhundert vor. Das scheint er selber so zu sehen, denn er führt «Die Geschichte der Schweiz» seines zeitweiligen Mitstreiters Georg Kreis nicht einmal in der Bibliografie auf. Und mit Nichtbeachtung straft er (in diesen Fällen zu Unrecht) auch andere Überblickswerke wie «Wirtschaftswunder Schweiz» von Gerhard Schwarz und R. James Breiding oder «Die Banken und ihre Schweiz» von Peter Hablützel, der für November endlich sein Buch «Die Schweiz seit 1945» verspricht.

Den günstigen Eindruck trüben nur diverse Fehler und Fehleinschätzungen. Der Wissenschaftler verschreibt sich bei Namen («Pascal Delamuraz», «der Aargauische (!) FDP-Ständerat Willy Lauretán»). Er beherrscht als Kritiker der globalen Steueroptimierung die Schreibweise des dafür zentralen Transfer-Pricing nicht. Er vergreift sich beim berühmten FDP-Wahlslogan von 1979, angeblich «Weniger Staat – mehr Freiheit» (richtig: «Mehr Freiheit und Selbstverantwortung – weniger Staat»). Er behauptet, die Katholisch-Konservativen hätten sich seit 1970 «Christliche Volkspartei» genannt. (Die Katholisch-Konservativen, schon seit 1957 zusammen mit den Christlichsozialen, hiessen ab 1970 Christlichdemokratische Volkspartei.) Und er erklärt die Bruchlandung der Swissair mit dem gestörten Verhältnis der Schweiz zur EU: Das «Projekt Alcazár» (so falsch apostrophiert) von «Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre» sei wegen des Neins zum EWR 1992 gescheitert. (Die Fusion mit drei europäischen Fluggesellschaften, 1993 vorangetrieben, sollte gerade die Nachteile des schweizerischen Abseitsstehens überwinden.)

Wie hier lassen sich Missgriffe mit einer Schwäche des nicht ganz unparteilichen Geschichtsschreibers erklären. Er schwärmt zwar, offenbar von der Nostalgie hingerissen, über

Seiten hinweg von der «Macht aus dem Staat Gürkensalat!»-Bewegung von 1980 bis hin zu «Punk-Gruppen wie Nasal Boys, die 1977 die erste Punk-Single, «Hot Love», herausbrachten, um dann 1978 unter dem neuen Namen Expo auf schlagerförmigen Erfolgskurs zu gehen». Aber er tut gleich darauf das Waldsterben auf einer halben Seite mit einer verschwurbelten Formulierung ab: «Der unheimliche Borkenkäfer, der von innen die starken Stämme aushöhlte, wirkte katalytisch auf die Entstehung

## Tanner erklärt die Bruchlandung der Swissair mit dem gestörten Verhältnis der Schweiz zur EU.

eines Dringlichkeitsbewusstseins.» Der Historiker unterschlägt, dass die Waldsterben-Hysterie zu Umwälzungen in der Parteienlandschaft und in der Verkehrspolitik führte, so zu Abgasvorschriften, Tempolimiten und Milliardeninvestitionen in den öffentlichen Verkehr, die das Land noch heute prägen. Und er übersieht, dass der Borkenkäfer erst in den neunziger Jahren drohte – als das Waldsterben schon tot war.

Offen parteilich gibt sich Jakob Tanner aber nur bei einigen Schlenkern gegen die SVP und andere Mythenpflieger, Fremdenfeinde und Volksverführer. Etwa wenn er spottet: «Vor allem in dünnbesiedelten Agglomerationen [?], in denen sich Wohneigentum und der Besitz von massigen Sport Utility Vehicles (SUV) oder Softroaders ergänzten, stiess die sich dezidiert nach rechts entwickelnde SVP auf Widerhall» – bezeichnenderweise ohne Beleg. Sonst stellt er bei Forschungskontroversen widerstreitende Thesen einigermaßen fair dar, auffallend sorgfältig beim Rückzug ins Réduit, den er vor zwanzig Jahren noch als «Demutsgeste» gegenüber den Nazis verhöhnnte und jetzt als «Widerstandsmanifestation» anerkennt.

### Lob wider Willen

Vor allem widerlegt der Historiker, wo er faktisch erzählt und fair urteilt, seine Thesen selbst. Was den souveränen und neutralen Staat angeht: «Nichts da», meint Jakob Tanner; er stellt die Bildung und Entwicklung der Schweiz als «Effekt von Europäisierungs- und Globalisierungsprozessen» dar, bei denen dem Land «verschiedene kontroverse Themen», vom Gotthardvertrag bis zum Bankgeheimnis, von aussen diktiert worden seien. Und er schreibt andererseits über den starken Franken: «In dieser langfristigen Aufwertung verschränkte sich das von aussen dem neutralen Kleinstaat entgegengebrachte Vertrauen mit der inneren Fähigkeit, eine leistungsfähige Wirtschaft und stabile politische Strukturen aufzubauen.» Über die siebenhundert Seiten muss der Kritiker oft wider Willen das Land loben, das mit seiner Wirtschaftspolitik «flexibel auf die Umwelt reagiert», an der Globalisierung des Handels

«erstaunlich gut» partizipierte, bei der Bekämpfung von kriminellen Praktiken international ein «gutes Beispiel» gab und die Bankenkrise vorbildlich meisterte: «Die Schweizer Politik blieb rational und lernfähig.»

Derselbe Befund, was das Volk der nur vermeintlich Freien und Gleichen betrifft: Jakob Tanner weist immer wieder darauf hin, wie viele Menschen die direkte Demokratie früher ausschloss (Frauen, Juden, Bankrotteure) oder noch heute ausschliesst (Ausländer). Er höhnt über die (allzu) langen Kriegs- und Krisenzeiten, in denen der Bundesrat per Notrecht regierte. Und er greift die finsternen Mächte an, die kraft ihres Kapitals angeblich das Volk verführen. Wenn die Stimmbürger aber in seinem Sinn entschieden, so in der Drogen- oder in der Umweltpolitik, beim Schwangerschaftsabbruch oder bei den Rechten für Homosexuelle, dann rühmt sie Jakob Tanner in den höchsten Tönen: «Die demokratische Meinungsbildung erreichte eine beeindruckende Komplexität.» Oder: «Weit davon entfernt, populistischen Parolen zu folgen, urteilten die Abstimmenden differenziert, in vielem innovativ und lösten Gesetzgebungsprozesse und Massnahmen aus, die auch im Ausland Beachtung fanden.»

«Wir haben den Fortschritt definitiv hinter uns», sagte Jakob Tanner als Wahlkampfredner bei der SP Schweiz; als Utopien gebe es höchstens noch «experimentelle Zukunftsentwürfe». Der Historiker müsste sein eigenes Buch lesen, in dem er zeigt, wie die Schweizer (und die Schweizerinnen!) mit viel Glück, aber auch mit einigem Geschick ihr Land aufbauten: einen Staat, der – gemäss dem Zitat von Victor Hugo aus dem Buch – zumindest vorläufig in der Geschichte das letzte Wort haben könnte, weil sich alle Welt wünscht, sie wäre so «im komfortablen Elend des Erreichten erstarrt».

Jakob Tanner: «Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert». C.H. Beck. 679 S., Fr. 52.–

## 30ER JAHRE BALL

2. Oktober 2015  
im WALDHAUS  
FLIMS

«SWING - TANZ - SCHLAGER»  
Samuel Zünd and his Original Capricorns

Mit der Kammerphilharmonie  
Graubünden als Original-Tanz-  
orchester der 30er Jahre und  
Gala-Dîner im prunkvollen  
Jugendstil-Ballsaal.

Taxi Dancers &  
Spezialpreis für  
Übernachtung

WALDHAUS FLIMS  
MOUNTAIN RESORT & SPA  
\*\*\*\*\*

MEHR INFOS UNTER: [WWW.WALDHAUS-FLIMS.CH](http://WWW.WALDHAUS-FLIMS.CH)

WALDHAUS FLIMS | VIA DIL PARC 3 | 7018 FLIMS  
T +41 (0)81 928 48 48 | [INFO@WALDHAUS-FLIMS.CH](mailto:INFO@WALDHAUS-FLIMS.CH)

# «Wir wissen alles»

Vor seiner Reise in die USA hat Wladimir Putin Charlie Rose vom Fernsehsender CBS zu einem Interview empfangen. Der Präsident Russlands spricht über die aktuellen politischen Brennpunkte und sagt, weshalb er die USA bewundert. Das Gespräch ist am vergangenen Sonntag in «60 Minutes» ausgestrahlt worden.

**Präsident Putin, wollen Sie jetzt zusammen mit den USA den Kampf gegen den Islamischen Staat (IS) führen? Dies ist ein Grund, wieso Sie hier sind. Andere glauben, dass das zwar ein Teil Ihres Ziels ist, aber dass Sie auch versuchen wollen, die Assad-Regierung zu retten, weil der Krieg für sie nicht gut läuft.**

Gut, Sie haben recht. Wir unterstützen die legitime Regierung Syriens. Und es ist meine tiefe Überzeugung, dass jede gegenteilige Aktion mit dem Ziel, die legitime Regierung zu vernichten, eine Lage schaffen wird, wie Sie sie jetzt in anderen Ländern der Region beobachten können, zum Beispiel in Libyen, wo alle staatlichen Institutionen auseinanderfallen. Im Irak sehen wir eine ähnliche Situation. Es gibt in Syrien keine andere Lösung, als die Regierungsstrukturen zu stärken und der Regierung beim Kampf gegen den Terrorismus zu helfen. Aber sie gleichzeitig auch drängen, in einen positiven Dialog mit der vernünftigen Opposition zu treten und Reformen zu vollziehen.

**Wie Sie wissen, wollen einige der Koalitionspartner, dass Assad geht, bevor sie Unterstützung zusagen.**

Ich würde diesen Leuten Folgendes empfehlen: Sie sollen ihre Botschaft dem syrischen Volk schicken. Nur das syrische Volk hat das Recht, zu entscheiden, wer sein Land regieren soll und wie.

**Sie unterstützen Präsident Assad. Unterstützen Sie auch, was er in Syrien tut und was mit jenen Syrern geschieht, jenen vielen Millionen Flüchtlingen, und das, was geschah mit den Hunderttausenden von Menschen, die getötet wurden, viele durch Assads Streitkräfte?**

Gut, sagen Sie mir, was Sie von denen halten, die die Opposition und hauptsächlich die terroristischen Organisationen unterstützen, um Assad zu stürzen, ohne sich zu überlegen, was mit einem Land geschehen wird, wenn einmal alle Regierungsinstitutionen zerstört worden sind. Sie haben gesagt, dass Assad gegen seine eigene Bevölkerung kämpft. Aber sehen Sie sich diejenigen an, die sechzig Prozent von Syriens Gebiet kontrollieren. Es wird entweder vom IS kontrolliert oder von ...

**Al-Nusra?**

... solchen wie al-Nusra oder anderen terroristischen Organisationen. Sie werden von den USA, von anderen Ländern und den

Vereinten Nationen als terroristische Organisationen anerkannt.

**Sind Sie bereit, russische Kampftruppen auf syrischem Boden einzusetzen, wenn es nötig ist, um den Islamischen Staat zu besiegen?**

Russland wird sich auf dem Territorium Syriens oder in anderen Staaten an keinen Truppenoperationen beteiligen. Wenigstens planen wir das im Moment nicht. Aber wir erwägen, unsere Arbeit mit Präsident Assad und mit unseren Partnern in andern Ländern zu intensivieren.

**Viele glauben, Assad helfe dem IS; sein verwerfliches Verhalten gegen das syrische Volk – Fassbomben und Schlimmeres – diene als Rekrutierungswerkzeug für den IS und dass, wenn Assad weg wäre oder auf dem Wege dazu, dies besser wäre für den Kampf gegen den IS, al-Nusra und andere.**

Nun, wenn wir in der Sprache der Nachrichtendienste reden wollen, kann ich Ihnen sagen, dass dieser Typ von Beurteilung eine «aktive Massnahme» von Assads Feinden ist. Es ist antisyrische Propaganda.

**Man kann vieles hineinlesen, so auch, dass dies eine neue Anstrengung Russlands ist, im Nahen Osten eine Führungsposition einzunehmen, und dass dies eine neue Strategie Ihrerseits darstellt. Ist das so?**

Nicht wirklich, nein. Mehr als 2000 Kämpfer aus Russland und den ehemaligen Sowjet-

---

**«Wir sind nicht davon besessen, in der internationalen Arena eine Supermacht zu sein.»**

---

republiken sind auf dem Gebiet Syriens. Es besteht die Gefahr, dass sie zu uns zurückkehren werden. Anstatt auf ihre Rückkehr zu warten, tun wir besser daran, Assad zu helfen, sie auf syrischem Territorium zu bekämpfen. Das ist das Wichtigste. Was uns dazu bringt, Assad Hilfe zu leisten. Im Allgemeinen wollen wir die Region stabilisieren.

**Aber Ihr Stolz auf Russland bedeutet, dass Sie sich für Russland eine grössere Rolle in der Welt wünschen.**

Nun, das ist nicht das Ziel selber. Ich bin stolz auf Russland, das ist wahr. Und wir haben etwas, auf das wir stolz sein können, aber wir sind nicht davon besessen, in der internationalen Arena eine Supermacht zu sein.

**Aber Russland ist teilweise eine Supermacht, wegen der Nuklearwaffen. Russland ist eine Macht, mit der man rechnen muss.**

Ich hoffe es. Ich hoffe dies definitiv. Wieso sonst sollten wir Nuklearwaffen haben?

**Die neuen Spannungen zwischen den USA und Russland begannen, als Wiktor Janukowitsch, der Präsident der Ukraine, gestürzt wurde und nach Russland floh. Sie, Präsident Putin, haben darauf geantwortet, indem Sie die Krim annektierten, und die westlichen Alliierten haben harte Wirtschaftssanktionen verhängt.**

Die Ukraine ist ein gesondertes und wichtiges Thema für uns. Sie ist unser nächster Nachbar. Wir haben immer gesagt, sie sei unser Schwesterland. Nicht nur, dass es sich um ein slawisches Volk handelt – wir haben eine gemeinsame Geschichte, eine gemeinsame Kultur, eine gemeinsame Religion und vieles andere gemeinsam. Was ich für absolut unannehmbar halte, ist die Lösung unserer internen politischen Probleme in den ehemaligen UdSSR-Republiken durch «Farbrevolutionen», durch Staatsstrieche, durch verfassungswidrige Absetzungen. Unsere Partner in den USA haben diejenigen unterstützt, die Janukowitsch gestürzt haben.

**Sie glauben, Amerika habe etwas mit dem Sturz Janukowitschs und seiner Flucht nach Russland zu tun?**

Ich weiss es auf sicher.

**Wie wissen Sie es auf sicher?**

Ich kenne die Leute, die in der Ukraine leben. Wir haben Tausende von Kontakten. Wir wissen, wer wo wann genau sich mit jemandem traf und mit denen zusammenarbeitete, die Janukowitsch stürzten, von wem sie unterstützt wurden, wie viel man ihnen bezahlt hat, wie sie ausgebildet wurden, wo und in welchen Ländern, und wer diese Instrukturen waren. Wir wissen alles.

**Respektieren Sie die Souveränität der Ukraine?**

Gewiss. Aber wir wollen, dass alle Länder die Souveränität anderer Länder und besonders die der Ukraine respektieren. Die Souveränität respektieren heisst, dass man keine verfassungswidrigen Handlungen, keine Staatsstrieche, keine Entfernung der legitimen Macht erlaubt.

**Wie wird sich die Erneuerung der legitimen Macht ereignen? Welche Rolle wird Russland dabei spielen?**

Russland hat sich nicht an irgendwelchen Aktionen beteiligt, welche die Entfernung



«Ich mag die Kreativität der Amerikaner»: Präsident Putin, Moderator Rose.

der legitimen Regierung bezweckten, und wird sich auch an keinen solchen beteiligen.

**Sie haben eine militärische Präsenz an der Grenze zur Ukraine. Manche behaupten, dass es in der Ukraine russische Truppen gab.**

Nun, habt ihr eine militärische Präsenz in Europa?

Ja.

Amerikanische taktische Nuklearwaffen sind in Europa. Vergessen wir das nicht. Was heisst das? Heisst das, dass ihr Deutschland besetzt habt oder dass ihr die Besatzungsstreitkräfte zu Nato-Streitkräften umgewandelt habt? Und wenn wir unsere Streitkräfte auf unserem Territorium an der Grenze zu einem anderen Staat haben, glauben Sie, dass das ein Verbrechen ist?

**Man redet viel über Sie in Amerika. Sie sind ein Gesprächsthema, mehr als ...**

Vielleicht haben die Leute in Amerika nichts anderes zu tun, als über mich zu reden.

Nein, nein. Aber vielleicht sind die Amerikaner neugierige Leute. Oder vielleicht haben Sie einen interessanten Charakter. Vielleicht ist es das. Die Amerikaner wissen von einem ehemaligen KGB-Agenten, der zurückkam und in Sankt Petersburg in die Politik einstieg, Vize-Bürgermeister wurde und dann nach Moskau ging. Und sie sehen diese

**Bilder von Ihnen, wie Sie mit entblösster Brust auf einem Pferd sitzen. Und sie sagen sich: «Hier ist jemand, der sorgfältig sein Image von Stärke pflegt.»**

Wissen Sie, ich bin überzeugt, dass eine Person in meiner Position den Leuten ein positives Beispiel geben muss. Auf den Gebieten, auf denen sie das kann, muss sie das tun.

**Sie lieben Ihre Arbeit, Sie lieben es, Russland zu vertreten, und Sie haben viel Wissen – Sie waren Nachrichtendienst. Nachrichtendienstler wissen, wie man andere Leute liest. Das ist Teil des Jobs.**

Das war es einmal. Jetzt habe ich einen anderen Job, und das ist schon seit ziemlich langer Zeit so.

**Jemand in Russland sagte mir, so etwas wie einen ehemaligen KGB-Mann gebe es nicht: Einmal KGB-Mann, immer KGB-Mann.**

Wissen Sie: Alles Wissen, das wir uns aneignen, all die Erfahrung, haben wir für immer, und wir werden sie für immer behalten. Auf irgendeine Weise werden wir sie anwenden. Also, in einem gewissen Sinn, ja. Sie haben recht. Ein CIA-Agent hat mir einmal gesagt, eine der Ausbildungen, die Sie erhalten haben, bestehe darin, zu lernen, wie man charmant ist, weil man Leute für sich einnehmen muss. Sie müssen Leute für sich einnehmen, sie verführen.

Gut, wenn die CIA Ihnen das gesagt hat, muss es wohl so sein, weil sie darin Experten sind.

**Sie haben eine Popularitätsquote in Russland, die jeden Politiker auf der Welt neidisch machen muss. Wieso sind Sie so beliebt?**

Es gibt etwas, was ich mit jedem Bürger Russlands gemeinsam habe: die Liebe zu unserem Mutterland.

**Viele von uns waren zur Zeit der Gedenkfeiern zum Zweiten Weltkrieg wegen der Opfer, die Russland gebracht hatte, emotional berührt. Man sah Sie mit einem Bild Ihres Vaters, mit Tränen in den Augen.**

Meine Familie hat im Zweiten Weltkrieg grosse Verluste erlitten. In der Familie meines Vaters waren es fünf Brüder. Ich glaube, vier von ihnen starben. Auf der Seite meiner Mutter war es ziemlich dasselbe. Russland hat grosse Verluste erlitten. Wir können das natürlich nicht vergessen. Und wir dürfen es nicht vergessen. Nicht, um jemandem Schuld zuzuweisen, aber um zu vermeiden, dass etwas Vergleichbares in Zukunft wieder geschieht.

**Sie haben auch gesagt, dass das Schlimmste, was im letzten Jahrhundert passiert ist, der Zusammenbruch des sowjetischen Reichs gewesen sei. Nun gibt es solche, die hinsichtlich der Ukraine und Georgiens glauben, dass Sie zwar nicht das sowjetische Reich zurückbringen wollen, aber eine Einflussphäre schaffen wollen, von der Sie glauben, dass Russland sie wegen der Beziehungen, die einmal existierten, verdient. Warum lachen Sie? >>>**



**GELESEN**

«Wer kann beurteilen,  
wann das Boot voll ist?»

**GELESEN**

«Die Asylverfahren sind kafkaesk»

**GELESEN**

«Wir sollten die Grenzen öffnen»

Sie machen mich glücklich, weil man uns immer gewisse Ambitionen unterschiebt. Und man versucht immer, etwas zu verdrehen. Tatsächlich habe ich gesagt, dass der Zusammenbruch der UdSSR eine riesige Tragödie des 20. Jahrhunderts war. Wissen Sie, wieso?

**Wieso?**

Weil von einem Augenblick auf den nächsten 25 Millionen Russen sich jenseits der Grenzen des russischen Staates befanden. Die Sowjetunion brach plötzlich zusammen – über Nacht. Diese 25 Millionen Russen hatten zuvor in einem einzigen Land gelebt. Plötzlich befanden sie sich ausserhalb der Grenzen des Landes. Sie sehen, das ist ein riesiges Problem. Es gab Alltagsprobleme, die Trennung von Familien, soziale Probleme, wirtschaftliche Probleme. Man kann sie gar nicht alle aufzählen. Glauben Sie, es sei normal, dass 25 Millionen Russen sich plötzlich im Ausland befanden? Russland war die grösste getrennte Nation auf der Welt. Das soll kein Problem sein? Vielleicht nicht für euch. Aber es ist ein Problem für mich.

**Wie Sie wissen, stehen viele Menschen Russland kritisch gegenüber. Sie sagen, es sei ein autokratischer und wenig demokratischer Staat. Sie sagen, dass politische Gegner und Journalisten in Russland getötet oder eingesperrt werden. Sie sagen, Ihre Macht sei unangefochten. Und sie sagen, dass Macht**

**– absolute Macht – absolut korrumpiert. Was sagen Sie den Leuten, die sich um die Atmosphäre in Russland Sorgen machen?**

Nun, ohne Beachtung der Gesetze kann es keine Demokratie geben. Jedermann muss die Gesetze beachten. Dies ist das Wichtigste. Was diese tragischen Ereignisse betrifft, wie den Tod von Leuten, unter ihnen Journalisten, so kommen sie in allen Ländern der Welt vor. Aber wenn sie in unserem Land geschehen, dann tun wir unser Äusserstes, um die Verbrecher zu finden und zu bestrafen. Das Wichtigste ist, dass wir weiter unser politisches System verbessern, so dass jeder Bürger das Gefühl hat, das Leben in seiner Stadt, in seinem Land und in seiner Gesellschaft beeinflussen zu können, und dass die Behörden sich denen gegenüber verantwortlich fühlen, die ihnen bei Wahlen ihr Vertrauen schenken.

**Wenn Sie als Führer des Landes darauf beharren würden, dass man sich an die Gesetze hält, wenn Sie aufgrund Ihrer Macht darauf beharren würden, dass Recht geschieht, dann könnten Sie viel dafür tun, dass diese Sichtweise verschwindet.**

Gut, viel kann getan werden. Nicht jeder hat auf Anhieb Erfolg mit allem. Wie lange dauerte es, um den demokratischen Prozess in den USA zu entwickeln? Glauben Sie, dass vom Gesichtspunkt der Demokratie aus alles in den Vereinigten Staaten vollkommen ist?

Wenn alles vollkommen wäre, gäbe es Probleme wie die Rassenunruhen in Ferguson nicht. Es gäbe keine Polizeimissbräuche. Unsere Aufgabe ist es, alle Probleme zu sehen und richtig darauf zu reagieren.

**Werden also die Leute, die den Politiker Boris Nemzow töteten, voll zur Rechenschaft gezogen?**

Ja, ich habe sofort gesagt, dass dies eine Schande für unsere Geschichte ist und dass Verbrecher verfolgt und bestraft werden müssen.

**Sind Sie neugierig auf Amerika? Mehr als auf eine andere Nation, mit der Sie zu tun haben?**

Natürlich sind wir neugierig auf das, was abläuft. Amerika übt enormen Einfluss aus auf die Lage der Welt als Ganzes.

**Was bewundern Sie an Amerika am meisten?**

Ich mag die Kreativität.

**Kreativität?**

Kreativität, wenn es darum geht, Probleme anzupacken. Seine Offenheit, Offenheit und Aufgeschlossenheit. Weil es ihnen gestattet, das innere Potenzial ihres Volks zu entfesseln. Dank dieser Kreativität hat Amerika in der Entwicklung seines Lands so erstaunliche Ergebnisse erzielt.

Dieser Text ist eine leicht gekürzte Fassung des Interviews, das am 27. September auf CBS ausgestrahlt wurde. Aus dem Englischen von Hanspeter Born

**FR 23.10.2015**  
**AURA, Zürich**  
**Start: 20:00 Uhr**



PARADEPLATZ ZÜRICH

my105.ch presents



Exklusive  
**Free Tickets**  
nur auf [my105.ch](http://my105.ch)

**MASHUP GERMANY** (AKA BEN STILLER) **ROBIN SKOUTERIS** (GREECE)  
**SCHMOLLI** (AUSTRIA) **MAYA JAKOBSON** (ISRAEL)  
**GIUSEPPE SCAGLIONE** (my105)

MANOR\*

helvetia

sobu  
buy · share · earn

SEAT

PS4

# Vom Klassenprimus zum Raubein

Deutschland wollte diesmal moralisch alles richtig machen. Doch mit seiner Willkommenskultur für Flüchtlinge stösst Berlin Europa vor den Kopf. Erstaunt verfolgt Brüssel die Rückkehr des alten Rüpels, der anderen seinen Willen aufzwingt. *Von Wolfgang Koydl*



*Gute Mutti nur für Flüchtlinge:* Kanzlerin Merkel.

«Méthode Monnet» nennt man in Brüssel das System, nach dem Europa am besten funktioniert. Es ist benannt nach Jean Monnet, dem geistigen Vater der europäischen Einigung, und besagt unter anderem, dass Krisen keine Gefahr für Europa seien, sondern ein Glücksfall: Das resultierende Chaos mag zwar nicht immer schön aussehen, aber es ermöglicht den Eliten, unter drohendem Verweis auf schwerwiegende Konsequenzen, ihre Vorstellungen durchzudrücken. Kurz gesagt: «Entweder ihr tut, was wir für richtig halten, oder wir gehen alle gemeinsam unter.»

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, müsste die Europäische Union derzeit in beneidenswerter Verfassung sein. Denn so viele Krisen auf einmal hatten die Europäer noch nie vor sich aufgehäuft: Die griechische Pleite ist nicht gelöst, sondern nur aufgeschoben, dito der Konflikt mit Russland, und am Hori-

zont droht schon nächstes Jahr der «Brexit», der Ausstieg Grossbritanniens aus der Union. Über allen anderen Problemen – von nahezu existenzieller Bedeutung freilich – thront die Flüchtlingskrise.

## Hinter vorgehaltener Hand

Für das Migrantenchaos hat man in der europäischen Metropole mittlerweile einen Schuldigen ausgemacht: Deutschland und seine Entscheidung, nahezu bedingungslos seine Tore für Bürgerkriegsflüchtlinge zu öffnen. Die Worte, mit denen man in Brüssel diesen Beschluss charakterisiert, reichen von «unbesonnen» über «grob-fahrlässig» und «undurchdacht» bis hin zu «schierer Wahnsinn». Aber alle reden nur hinter vorgehaltener Hand. Zu gross ist die Furcht, als rechtsextrem und xenophob an den Pranger gestellt zu werden. Das Beispiel des quer durch alle Medien

geschmähten ungarischen Regierungschefs Viktor Orbán steht allen nur zu deutlich vor Augen.

Niemand in Brüssel oder in den Hauptstädten Europas ist imstande, Berlins Verhalten nachzuvollziehen, geschweige denn zu begrüssen. «Im Moment ist es sehr schwer, in Brüssel die deutsche Position zu vermitteln», meint ein deutscher Politiker in der EU-Metropole.

Er will nicht namentlich genannt werden, denn in Berlin reagiert die Politik gereizt und rachelüstern auf eigene politische Vertreter, die den Reigen des wohl-tönenden Schalmeienchors mit Dissonanzen stören. Vor allem aber wollen die Bundesregierung und die deutsche Medienöffentlichkeit nicht wahrnehmen, was man in Brüssel in diesen Tagen überall zu hören bekommt und was ein osteuropäischer Diplomat so formulierte: «Wir erleben die



Rückkehr des hässlichen Deutschen, der mit brutaler Gewalt anderen seine Meinung aufzwingen will.»

Ironisch wird die Situation dadurch, dass die Deutschen selbst davon überzeugt sind, der Welt ein echt nettes Antlitz zu zeigen. Die Nation sonnt sich, jedenfalls wenn man den Mainstream-Medien glauben will, in ihrer Willkommenskultur. Und weil sie sich so gut fühlt, gönnt sie anderen Nationen dasselbe Wohlgefühl: «Was gut ist für uns, muss auch gut sein für euch.» Die Welt sieht das freilich nicht so entspannt. Sie hört die längst vergessen geglaubten alten Töne: Am deutschen Wesen soll wieder mal, wenn schon nicht gleich die ganze Welt, so doch wenigstens Europa genesen.

## Längst hat man das von Orbán geprägte Wort vom «moralischen Imperialismus» aufgegriffen.

Die Europäer haben längst das von Viktor Orbán geprägte Wort vom «moralischen Imperialismus» aufgegriffen: «Auch wenn man von Moral spricht, Bevormundung bleibt immer Bevormundung», wettet ein Diplomat aus einem skandinavischen Staat. Mit Blick auf die Führungsrolle Deutschlands ergänzt sein osteuropäischer Kollege: «Ein guter Führer hört auf diejenigen, die er führt. Sonst wird er zum Diktator. Und glauben Sie mir: Wir im früheren Ostblock erkennen einen Diktator, wenn wir ihn sehen.»

### Neuerdings mit Strafmassnahmen

Ungläubig verfolgt der deutsche EU-Politiker das Schauspiel, das sein Land derzeit bietet. «Deutschland hat auch früher seine Interessen in Europa durchgesetzt, aber nie so offen, so brutal, so grossmeierisch. Und nie zuvor haben wir jenen mit Strafmassnahmen gedroht, die nicht mitspielen wollen.» Damit spielte er auf die – inzwischen zurückgenommene – Warnung Berlins an, aufmuckenden Ländern EU-Hilfen zu streichen, die keine Flüchtlingskontingente aufnehmen wollen.

Sorgen bereitet dem Parlamentarier, dass auch das starke Deutschland an der Aufgabe zerbrechen kann. Ein EU-Kommissar habe ihn unlängst beiseitegenommen und ihm gesagt: «Ihr könnt eine Million Menschen aufnehmen, zwei Millionen, von mir aus auch drei Millionen. Aber irgendwo ist auch bei euch die Grenze. Wann und vor allem wie wollt ihr diese Grenze ziehen?» Britische Gesprächspartner wiederum hätten die Sorge geäussert, dass Deutschland als Wirtschaftsmotor Europas ausfallen könnte.

Am deutlichsten ausgeprägt ist die Kluft zwischen Deutschland und den EU-Mitgliedern in Ost- und Mitteleuropa. Eine «Entfremdung», ja, «wachsendes Unverständnis

und sogar Misstrauen» hat Janusz Reiter vom Warschauer Think-Tank «Center for International Relations» konstatiert. Andere Polen in Brüssel nennen das Problem deutlicher beim Namen: «Wenn man Polen von der Europäischen Union abkoppeln will, dann wäre dies ein guter Weg», meint ein Vertreter Warschaus mit triefendem Sarkasmus.

So wie auch andere Osteuropäer versteht er vor allem nicht, wie ruppig die Deutschen ihre Sorgen und Ängste weggefegt hätten. «Wenn ein Kind sagt, es habe Angst vor einem Monster unter dem Bett, dann verbietet man ihm doch auch nicht den Mund und schickt es schlafen», illustrierte er das Verhalten mit einem Beispiel. «Jedenfalls würden das gute Eltern nicht tun.» Aber Angela Merkel ist eben nur für Flüchtlinge die gute Mutti.

Deutschland steht traditionell für Sekundärtugenden wie Ordnung und Zuverlässigkeit. Doch binnen weniger Wochen ist es Berlin gelungen, diese Vorstellungen auf den Kopf zu stellen. Ausgerechnet Deutschland setzte bestehendes Recht – nationales ebenso wie europäisches – ausser Kraft. Seine Einladung an die Mühseligen und Beladenen dieser Welt war mit niemandem abgesprochen, und nun versucht Berlin die Massen an Eingeladenen an die Nachbarn abzuschieben – unter Hinweis auf europäische Solidarität. Die freilich liess Deutschland vermissen, als es darum ging, die Schulden der Südeuropäer auf alle Schultern zu verteilen. «Das verbessert unsere Stellung auch nicht unbedingt», sagt der zitierte Politiker.

«In Rekordzeit vom Klassenprimus zum Rüpel von der letzten Bank», so charakterisiert Paul Adamson vom Brüsseler Blog *E!Sharp* dieses neue Deutschland. Er rechnet auch den VW-Skandal hinzu, der Deutschlands Ansehen als Industrienation nachhaltig beschädigen könnte. Es gilt nicht mehr «Vorsprung durch Technik», wie die Audi-Werbung seit Jahren suggeriert, sondern «Vorsprung durch Betrug».

### Umstrittene Hotspots

Noch beängstigender als das rabiate Auftreten Deutschlands in der gegenwärtigen Krise ist freilich die Hilflosigkeit, welche die zentralen EU-Institutionen Kommission und Parlament an den Tag legen. Jeder weiss, dass das kürzlich als Lösung gefeierte Massnahmenpaket so hilfreich ist wie ein Heftpflaster bei einem Bauchdurchschuss. Eine Milliarde Euro will die EU für Flüchtlinge im nächsten Jahr ausgeben, 120 000 Migranten sollen nun doch nach einem festen Schlüssel auf die Mitgliedstaaten verteilt werden. In Griechenland und Italien sind Hotspots geplant, wo die Neuankömmlinge registriert und dann entweder zurückgeschickt oder in ihre neuen Gastländer verteilt werden. Die Zahlen sind mickrig: 120 000 Flüchtlinge strömen derzeit allein in einer

Woche über die österreichisch-deutsche Grenze. Eine Milliarde Euro ist ein Sechstel der Summe, die Deutschland allein im nächsten Jahr für die Bewältigung der Flüchtlingsflut aufwenden will. Was die Hotspots betrifft, so wollen diese weder die Regierungen in Rom und Athen noch die Migranten. Erstere befürchten, dass sie auf Dauer gigantische Lager beherbergen müssen, die Flüchtlinge wiederum haben von den Aufnahmezentren nichts Gutes zu erwarten: Entweder lehnt man dort ihre Anträge ab, oder man schickt sie in ein Land, in das sie nie wollten.

### Werden die Flüchtlinge kooperieren?

«Und wer wird sie daran hindern, von Litauen oder Rumänien doch in ihr Traumland Deutschland weiterzuziehen?» Es ist ein Mitarbeiter der Kommission, der diese befürchtete Binnenmigration anspricht. Doch die ist seine kleinste Sorge. «Wir können nicht davon ausgehen, dass diese Hunderttausende von Menschen bereitwillig kooperieren, wenn wir sie kreuz und quer durch Europa verschieben. Irgendwann wird sich herausstellen, dass wir Zwang anwenden müssen, um unsere Vorstellungen durchzusetzen.» Er lässt die letzten Worte kurz in der Luft hängen, bevor er schliesst: «Und dann stellt sich natürlich die Frage, ob wir zu Zwangsmassnahmen überhaupt bereit oder fähig sind.» ○

# FDP oder SVP?

Welches ist DIE Wirtschaftspartei?

Diskussion und Apéro

Prominente Vertreter der bürgerlichen Parteien diskutieren mit Ihnen über die richtige Wirtschaftspolitik!

Nationalrätin

**Doris Fiala**

Unternehmerin,  
FDP

Nationalrat

**Alfred Heer**

Kleinunternehmer,  
SVP

Nationalratskandidat

**Kaspar Hugenberg**

Unternehmer,  
FDP

Nationalratskandidat

**Wolfram Kuoni**

Unternehmer,  
Wirtschaftswalt, SVP

Nationalratskandidat

**Jürg Sulser**

Unternehmer,  
KGV-Spitzenkandidat, SVP

## Veranstaltung:

Donnerstag, 1. Oktober 2015  
19.30 bis 21.30, Belvoir, Rüslikon

Ablauf: 19:30 – 20:00 Apéro  
20:00 – 21:00 Podiumsdiskussion  
21:00 – 21:30 Fragen aus dem Publikum

Moderation: Benjamin Geiger,  
Chefredaktor der Zürcher Regionalzeitungen



*Was ist ein Bild?* Ölgemälde von Robert Ryman.



## Carte blanche

Von Daniele Muscionico

**W**eiss ist das neue Schwarz. Das ist eine Behauptung, wie an dieser Stelle schon vieles behauptet wurde. Zu vieles? Zu Schwarzes? Oder zu Schwarzweisses? Was weiss man schon mit letzter Sicherheit.

Mit letzter Sicherheit weiss man, dass dieses Bild das Bild ist, das an dieser Stelle schon immer hätte gezeigt werden sollen. Es ist das Bild, das alle Bilder mit einschliesst. Es ist das Bild, das bildlich macht, worum es hier hätte gehen sollen. In jedem Heft, Ausgabe um Ausgabe, während acht Jahren. An dieser Stelle des Hefts soll sich der Leser seine eigenen Gedanken machen, Carte blanche. Gedanken über Kunst, Gedanken über das Wesen und die Verführungskraft von Bildern.

Der Maler dieses Bildes hier ist der Amerikaner Robert Ryman. Man kennt ihn hierzulande durch die Verdienste der Hallen für Neue Kunst in Schaffhausen – letzten Sommer führte ein überflüssiger Rechtsstreit nach dreissig Jahren zur Schliessung – und des Migros-Museums für Gegenwartskunst in Zürich. Beide Häuser haben früh die Bedeutung von Ryman erkannt und seine Werke in ihre Sammlungen aufgenommen. Zudem sorgten sie dafür, dass der Künstler 2005 eine der höchsten Auszeichnungen dieses Landes erhalten hat, den Roswitha-Haftmann-Preis.

Denn Ryman, heute 85 Jahre alt, ist vielleicht der realistischste Maler überhaupt, wenn sich denn die Bedeutung von «realistisch» steigern lässt. Ryman beschäftigt sich seit über vierzig Jahren mit nichts anderem als mit der Farbe Weiss. Weiss nicht als Symbol oder Metapher, sondern als das Medium, Kunst auf ihre Wurzeln zurückzuführen. Es geht ihm um den Gegenstand Bild und um den Gegenstand Farbe.

Seine Bilder fordern prototypisch, was Kunst einfordert: Zeit, Konzentration, Neugierde. Diese vorausgesetzt, stellt uns Ryman vor die Fragen: Was ist ein Bild? Wo beginnt und wo endet es? Sein Werk löst ein, was seit je von der Kunst gefordert wird – ihre Entmystifizierung.

Glaube nur, was du selbst siehst, und auch dann nur, wenn du daran zweifelst. Ist es das, was man hier mit letzter Sicherheit behaupten kann?

Es gibt noch etwas, was mit Sicherheit feststeht: Rymans weisses Bild steht für Abschied und Neubeginn. Mit diesem Weiss ist alles gesagt, und was nach acht Jahren nicht gesagt ist, erübrigt sich. Also schwenkt man dieses weisse Bild wie eine weisse Fahne und sagt zum Schluss: «Danke für Ihre Treue!»

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (-) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 2 (1) **David Lagercrantz:** Verschwörung (*Heyne*)
- 3 (-) **Jussi Adler-Olsen:** Takeover. Und sie dankte den Göttern (*DTV*)
- 4 (2) **Hansjörg Schneider:** Hunkelers Geheimnis (*Diogenes*)
- 5 (4) **Paula Hawkins:** Girl on the Train – Du kennst sie nicht, aber ... (*Blanvalet*)
- 6 (3) **Eveline Hasler:** Stürmische Jahre (*Nagel & Kimche*)
- 7 (8) **Petra Ivanov:** Heisse Eisen (*Appenzeller*)
- 8 (6) **Lori Nelson Spielman:** Nur einen Horizont entfernt (*Fischer Krüger*)
- 9 (10) **Guillaume Musso:** Nacht im Central Park (*Pendo*)
- 10 (5) **Jonathan Franzen:** Unschuld (*Rowohlt*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Guinness World Records 2016** (*Hoffmann und Campe*)
- 3 (9) **Annemarie Wildeisen:** Einfach Wildeisen (*AT Verlag*)
- 4 (4) **Per J. Andersson:** Vom Inder, der ... (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 5 (-) **Veit Lindau:** Werde verrückt (*Kailash/Sphinx*)
- 6 (8) **Gabriel Palacios:** Lass dich einfach geschehen (*Cameo*)
- 7 (3) **Jakob Tanner:** Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert (*C. H. Beck*)
- 8 (5) **Christof Gertsch, Benjamin Steffen:** Ariella Kaeslin – Leiden im Licht (*NZZ Libro*)
- 9 (10) **Markus Somm:** Marignano (*Stämpfli*)
- 10 (-) **Abby Smith:** Haare flechten (*MVG*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Filmförderung

Dem Chef des Schweizer Uhrenunternehmens IWC, Georges Kern, liegt der Film am Herzen. An einem Brunch des Zurich Film Festival, mit dem zusammen er den Verein zur Filmförderung in der Schweiz ins Leben rief, fragte er in die Runde, wer eigentlich kommuniziere, wohin die Filmsubventionen des Bundes gingen. Just in dem Moment klingelte sein Handy. «Alain Berset!», sagte Kern und lachte. Natürlich kam der Anruf nicht vom Kulturminister. Der Schweizer Hollywood-Regisseur Marc Forster, der neben Kern sass, äusserte sich ebenfalls zum Förderwesen des Bundes: «Man könnte es wahrscheinlich effektiver machen.» Die beiden prominenten Vertreter des jungen Vereins liessen ihren Worten Taten folgen und verliehen den Regisseuren Michael Steiner und Jan Gassmann den mit 100 000 Franken dotierten Filmmaker Award. (bb)

## Serien

# Die Spätzünderin

Die siebenfache Emmy-Preisträgerin Allison Janney gehört zu den interessantesten Schauspielerinnen Amerikas. Nicht nur wegen ihres zwanzig Jahre jüngeren Freundes. Von *Beatrice Schlag*

Allison Janney ist 1,83 gross und sichtlich durchtrainiert. Sie bewegt ihren Körper so schnell und energisch, dass man sich nicht mit ihr anlegen möchte. Trotz ihres Gardemasses wollte sie in jungen Jahren nicht einmal jemand als Model engagieren. Dafür war ihr Gesicht zu herb und ihre Mimik zu lebhaft. Ausserdem redet und lacht sie laut. Ingrid Bergman war auch gross und hatte eine laute Stimme, aber sie sah aus, wie Ingrid Bergman eben aussah: ein Männertraum.

Verglichen mit ihr wirkt die inzwischen 55-jährige Allison Janney eher wie ein Kumpel. Als sie ihre Schauspielkarriere begann, wurde sie vorwiegend als Lesbe besetzt. Oder sie musste Frauen spielen, die doppelt so alt waren wie sie. Wäre da nicht Paul Newman gewesen, der an ihrem College in Ohio inszenierte und sie ermutigte, ihr Studium in New York fortzusetzen, hätte sie aufgegeben: «Ich passte so schwer irgendwo rein.» Sie machte sich einen Namen als Theaterschauspielerin. Aber wenn sie für Film- oder Fernsehrollen vorsprach, biss sie auf Granit: «Ich war nicht vermarktbar. Ich sah einfach nicht richtig aus.» In der Verfilmung von «Primary Colors», dem nur zum Teil erfundenen Bestseller über Bill Clintons Präsidentschaftskampagne, erhielt sie eine Minirolle als hausbackene Lehrerin, die von Clintons Charme so überwältigt ist, dass sie beim Gespräch mit ihm strauchelt und auf den Hintern fällt. Angeblich war Drehbuchautor Aaron Sorkin von dem Stolperer so hingerissen, dass er ihr die Rolle der Pressesprecherin in «The West Wing» gab. «Zumindest», sagt Allison Janney, «wurde mir das immer so erzählt.»

### Plötzlich ein Star

Aaron Sorkin ist der Drehbuchautor so glänzender Filme wie «A Few Good Men», «The Social Network», «Moneyball» und der demnächst anlaufenden Filmbiografie «Steve Jobs». Und er gehörte zu den ersten jener TV-Serienautoren, denen das amerikanische Fernsehen den verdienten Ruf verdankt, Hollywood längst den Rang abgelaufen zu haben, wenn es um intelligente Unterhaltung geht. Seine inzwischen legendäre Serie «The West Wing» (1999–2006) schildert in sieben Staffeln die Amtszeit des fiktiven demokratischen US-Präsidenten Josiah Bartlet, gespielt von Martin Sheen, und seiner engsten Mitarbeiter. Anders als in «Borgen», «House of Cards» oder «Scandal» stehen nicht Machtgier, Kor-

ruption und Verbrechen im Mittelpunkt, sondern der politische Alltag im Oval Office in allen Nuancen: Druck, Hektik, grosse Entwürfe, Kompromisse, Leerläufe, Fehlentscheidungen, Eitelkeiten, Parteienscharmützel. Eine ganze Kohorte ehemaliger Präsidentenberater wurde angeheuert, um die Authentizität der Abläufe zu überprüfen.

Keiner der Mitwirkenden glaubte, dass die Serie die Pilotsendung überleben würde: zu schnell, zu intellektuell, zu wenig glamourös für ein Massenpublikum. Sie irrten. Die Kritiker jubelten, die Zuschauer zappten nicht weg. Noch immer wird die Serie mit den messerscharfen, witzigen Dialogen zu den besten der Welt gezählt. Und wer sie heute, 16 Jahre nach ihrer Erstaussstrahlung, ansieht, ist verblüfft, wie wenig sich in der Politik seither verändert hat.

Anders als erwartet wurde nicht Martin Sheen als Präsident Mittelpunkt der Sendung, sondern die Frau, die seine Pressesprecherin und spätere Stabschefin spielt, Claudia Jean Cregg, die jeder nur C.J. nennt. Die blitzgescheite Frau mit den Armani-Anzügen, dem Schnellfeuer-Mundwerk und dem mitunter vernichtenden Humor wurde nicht nur von dem überwiegend männlichen Pressecorps in der Serie für ihre Brillanz bewundert. Dem Publikum ging es genauso. Allison Janney, deren Namen bis anhin die wenigsten kannten, war plötzlich ein Star.

### Höfliche Absagen

Sie selber war nicht so verwundert, dass sie als charmante Pressesprecherin jeden mundtot machen konnte. «Ich habe Sorkin nie gefragt, wie ich etwas spielen soll», sagte sie in einem Interview. «Ich weiss, wie man diese Frauen spielt, diese Klüger-als-alle-andern-im-Raum-Ladys. Ich glaube, das gefällt mir deswegen, weil ich mich selber nicht so fühle.» Es machte ihr ungemein Spass, in einer Rolle wie jener von C.J. Männer zu verunsichern. «Wenn man Sorkins Pressebriefings oder irgendeine Antwort von C.J. las, mit der sie einen Idioten abkanzelte, dann bekam man diese köstlichen, perfekten Wörter in den Mund gelegt, von denen ich genau wusste, wie man sie herunterrattern muss.»

Dass Allison Janney häufig keine Ahnung hatte, wovon sie als C.J. eigentlich redete, weil sich die Schauspielerin für Politik nicht sonderlich interessierte, kümmerte sie nicht. Sie fragte den Regisseur jeweils nur, ob die Nach-



«Furchtbare Mängel»: Schauspielerin Janney.

richt aus dem Nahen Osten oder dem Hindu-kusch gut oder schlecht sei. Und dann machte sie das entsprechende Gesicht: «Ich bin Schauspielerin. Ich kann jedem alles glaubhaft machen. Ich brauch doch nicht zu wissen, was zum Teufel ich da rede.» Vier Emmys gewann sie während der sieben Jahre «West Wing» für ihre Rolle.

Danach hatte sie keine Geldsorgen mehr.

Janneys Honorar pro Folge betrug 70 000 Dollar, sie hatte in über 150 Folgen mitgespielt. Aber die Angebote, die sie nun erhielt, waren nicht die, die sie erhofft hatte. Mehrere TV-Sender wollten sie als Polit-Kommentatorin einstellen. Sie sagte höflich ab, sie sei nicht sehr gut in Politik. Man holte sie für kleine Filmrollen wie in «Juno» oder «The Hours» und immer wieder für Gastrollen in TV-Serien. Sie

konzentrierte sich vor allem aufs Theater. Erst lange sieben Jahre nach dem Ende von «The West Wing» erhielt sie gleich zwei Fernsehrollen, in denen man endlich wieder sah, warum man sie so lange vermisst hatte.

Die erste war eine wiederkehrende Gastrolle in der laufenden Serie «Masters of Sex» über die beiden bahnbrechenden Sexualforscher Dr. William Masters und Virginia Johnson. Darin spielt Allison Janney die Ehefrau von Barton Scully, einem Spitalleiter, der Masters' Forschungen überwacht. Barton Scully ist schwul, in der Ehe mit seiner Frau Margaret gibt es keinen Sex. Margaret hat einen Liebhaber und stellt sich Masters und Johnson zur Verfügung, als diese Paare für Sex im Labor suchen. «Ich brauchte einen Schluck Whisky, weil ich hypernervös war», sagte die Schauspielerin über die Dreharbeiten. «Wer ausser mir kommt schon in die Lage, mit über 50 eine Sexszene zu spielen?» Die Sexszenen sind intim, aber wenig erotisch. Was unter die Haut geht, ist Margaret Scullys ebenso befangenes wie hartnäckiges Beharren auf ihrem Recht, ein Sexualleben zu haben, das der Ehemann, den sie liebt, ihr verweigert.

Ebenfalls 2013 lief die Serie «Mom» an, geschrieben von Chuck Lorre, der unter anderem für die weltweiten Hitserien «Two and a Half Men» und «The Big Bang Theory» verantwortlich ist. In der rabenschwarzen Komödie ist Allison Janney eine alkohol- und pillensüchtige Mutter, die ihre Tochter, ebenfalls Alkoholikerin, mit ihrer gnadenlosen Egozentrik zum Schreien bringt. Sie verstösst dabei gegen ungefähr jedes Klischee der liebenden Mutter, mit sichtlichem Spass. Klingt eher finster, ist aber manchmal wirklich zum Schreien. Und manchmal, für Mütter wie für Töchter, ziemlich nahe an der Wirklichkeit, selbst wenn weder die eine noch die andere ein Suchtproblem hat.

### Der siebte Emmy

Im Gegensatz zur Politik war Sucht für die Schauspielerin ein vertrautes Problem. Ihr alkoholsüchtiger Bruder hatte sich zwei Jahre vor Beginn der Serie umgebracht. «Ich war mit ihm in Entzugskliniken, bei AA-Treffen. Ich kenne diese Welt. Deswegen wollte ich bei «Mom» mitmachen. Und weil ich manchmal das Gefühl habe, dass inzwischen fast in jeder Familie einer darum kämpft, von etwas loszukommen.»

Sowohl für «Masters of Sex» wie für «Mom» erhielt Janney 2014 einen Emmy. Vor zwei Wochen wurde ihr für «Mom» Emmy Nummer sieben verliehen. Als ihr Name fiel, küsste sie erst ausgiebig ihren zwanzig Jahre jüngeren Lebenspartner. Dann ging sie strahlend auf die Bühne und bedankte sich bei Chuck Lorre, «der eine mit so furchtbaren Mängeln behaftete Figur schuf und dabei sofort an mich als Besetzung dachte». ○

# Lust, die eigene Kultur auszulöschen

Jean Raspail hat 1973 in einem parodistischen Roman den heutigen Flüchtlingsnotstand vorweggenommen. Wir sollten das Meisterwerk wieder lesen. Von Matthias Matussek und Nicolas Bischof (Illustration)

Was vor über vierzig Jahren als Science-Fiction geschrieben wurden, ist plötzlich der grosse Roman zur heutigen Zeit geworden: Jean Raspails rabenschwarzes, witziges, absurdes und doch enorm realistisches Meisterwerk «Das Heerlager der Heiligen», jetzt zum ersten Mal vollständig und in neuer Übersetzung auf Deutsch erschienen.

Gleich eine Warnung vorweg: Vorsicht, schlichtere Gemüter könnten hier einen irreparabel zynischen Blick auf alle unsere Galas und Fernseh-Talkshows davontragen. Wie nach der Poetik des aristotelischen Dramas gibt es hier die Einheit von Zeit, Ort und Handlung, alles passiert innerhalb von 24 Stunden.

Einen unheimlicheren, aber gleichzeitig auch präziseren Beginn kann man sich zu diesem Thema nicht ausdenken. Der alte Calgues, emeritierter Literaturprofessor, schaut von seinem Haus auf einer Anhöhe über der Côte d'Azur durchs Teleskop hinunter zum Strand des mondänen Badeortes, der in erschreckender Weise menschenleer ist und ohne die gewohnten dümpelnden Jachten.

Stattdessen aber strandet hier diese Flotte vom anderen Ende der Welt, hundert rostige Kähne sind losgetuckert, 99 sind angekommen, mit einer Million Elender an Bord, eingehüllt in eine stechende, nach Exkrementen stinkende Wolke.

Ja, buchstäblich ein Riesenhaufen menschlichen Unrats, der sich aus dem Gangesdelta gelöst hat und sechs Wochen über die Weltmeere getrieben ist, mit Kurs auf Europa; und der landet schliesslich am Strand des Luxus und der Parfüms und der gehobenen Tischgespräche bei exquisiter Küche.

Drastischer geht Sozialkritik nicht.

## Das Heer der Elenden

Der Professor betrachtet die Eichentür seines Anwesens, die immer offen steht für Besucher und Freunde aus dem Dorf, 1673 ist da hineingeschnitzt, es ist also alter Familienbesitz – sie steht auch offen, weil sie den Zugang zur Bibliothek bildet.

Unten liegt ächzend die rostige Flotte, knirschend auf Sand gelaufen, es ist Karsamstag. Leise Gesänge in der Nacht, eine Million erschöpfte Arme, die aufs Paradies jenseits des Strandes hoffen, auf wogende Getreidefelder und Flüsse voller Fische.

Und oben der Professor, den die «monumentale Banalität der Frage» erheitert: «Ich

frage mich, ob man in einem solchen Fall die Tür offen oder geschlossen halten soll.»

Gute Frage.

Im Prinzip ist es die Frage an jeden Einzelnen von uns in der Festung Europa, und wir sehen uns doch seit neustem so gerne als überzeugte Europäer. In dieser Frage sind wir es tatsächlich. Und trotzdem fallen, das zur Seite gesprochen, die Antworten doch sehr unterschiedlich aus.

## Aufschrei des Mitgefühls

In Raspails Roman kommt die Armada aus Indien. Michel Houellebecq nennt Raspail eine der Inspirationsquellen für seinen Roman «Unterwerfung», der die friedliche Übernahme Frankreichs und seiner Kultur durch den Islam beschreibt.

Auch Raspails «Armada des Elends» kommt friedlich über die Weltmeere, sie erzeugt Mitleid bei allen Ländern, die weit genug entfernt sind, und grosse Nervosität bei allen, die sie in der Nähe passiert.

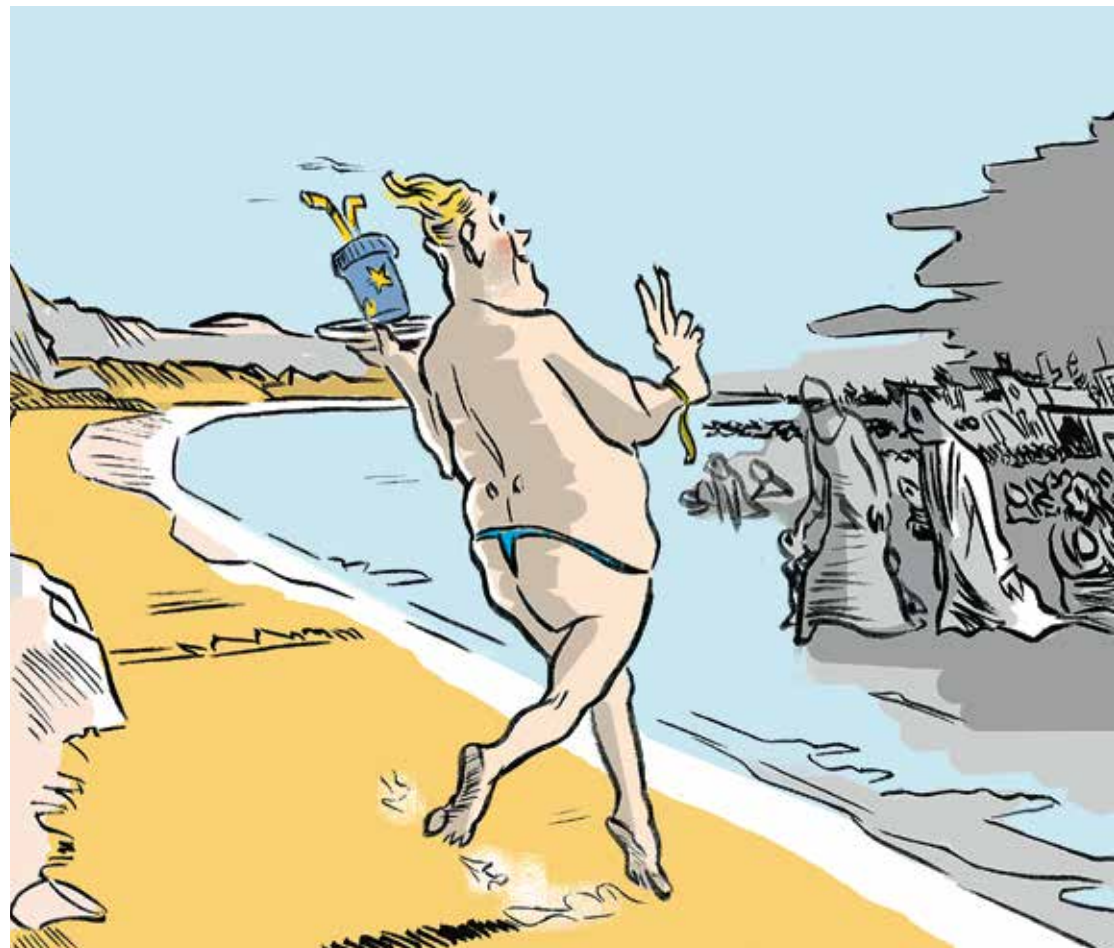
Die Handelnden – der zum wolkigen Ausweichen verdammte Präsident, sein zynischer Minister, die Mitleidsprofis der Massenmagazine, der kleine heldenhafte, konservative (!) Zeitungsherausgeber, der fast unter Samisdat-Bedingungen arbeitet –, sie sind Stereotype, bisweilen grossartige Parodien, das heisst, sie sind weit genug gehalten, dass auch das heutige Personal sich darin wiedererkennen kann.

Es geht um Haltungen, um prinzipielle, also auch heutige, mitten in dieser unserer Völkerwanderung, die auf Booten und mit Seelenverkäufern unterwegs ist, zu Fuss über Autobahnen, von skrupellosen Schleppern und verkappten Killern befördert.

Die Million Einwanderer, die dem Romanier Jean Raspail 1973 für seine Dystopie überwältigend gross vorkam, die hat die Bundesrepublik Deutschland bereits in diesem Jahr aufgenommen. Jedes Jahr soll eine halbe dazukommen. Und da diese ihre Familien nachkommen lassen, wird man sie mit mindestens 2,5 multiplizieren müssen.

In Raspails Roman sterben auf der Überfahrt rund 200 000, sie werden zerdrückt, oder sie verhungern oder verdursten, die Alten und Kranken als Erste, das Elend ist gross, und diejenigen, die davon hören und am weitesten weg sind, haben das grösste Herz.

So wie auch die Flüchtlingsströme von heute Tote verzeichnen, Ertrunkene, Erstickte, Kinder wie Aylan Kurdi, dessen kleiner Leich-



«Armada der letzten Chance».

nam im Spiel der Wellen am Strand hin und her rollte und einen weltweiten Aufschrei des Mitgeföhls nach sich zog und öffentlichen Druck, der ursächlich war für den Beschluss des britischen Premiers David Cameron, dann doch die Zahl der aufzunehmenden Flüchtlinge ein wenig zu erhöhen.

### Mitleid und aufwallende Barmherzigkeit

Wir sollten diesen Roman wieder lesen, aus verschiedenen Gründen. Einer davon wäre, dass gerade viele Nationen in Europa genauso wie der Alte auf der Anhöhe überlegen, von welchen Überzeugungen und Traditionen sie sich werden verabschieden müssen, «von welchen Überlieferungszusammenhängen, die einer Gesellschaft erst Halt geben», wie es Jörg Baberowski gerade in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* nannte.

Doch am meisten unter ihnen ist wohl Deutschland angesprochen, das die Tore am weitesten geöffnet hat im ersten Willkommenstaumel und das auch jetzt noch ein erstaunenswertes Engagement der Zivilgesellschaft zeigt.

Das allerdings auch keine grenzenlosen Reserven hat.

Traditionen: Es geht um Selbstverständlichkeiten wie die christliche Weihnachtmette oder die Gleichstellung der Frau oder die der Schwulen oder das Schweinefleisch auf dem Grill. Banalitäten.

Befehligt wird die «Armada der letzten Chance», wie sie bald von dem populären Radiokommentator Durfort getauft wird, von einem baumlangen Hindu, auf dessen Schultern eine kleine Kreatur sitzt, mit Kapitänsmütze und Litzen, dessen Mund aus zwei Fleischlappen besteht, die sich bisweilen öffnen für Schreie, die als Kommandos verstanden werden.

Der Hindu ist die einzige Person, der wir ins Gesicht schauen, die Übrigen sind Masse.

Wir sind hier im magischen Realismus gelandet, in einer Groteske, einer mörderischen

---

### Diejenigen, die davon hören und am weitesten weg sind, haben das grösste Herz.

---

Parodie, bei Grass' «Blechtrommel» oder García Márquez, allerdings nicht in einer verzauberten, sondern verhexten Albtraumwelt.

Der Hindu ist ein Kotkneiter, er stammt aus der untersten Kaste des Ganges, er trocknet Scheisse zu Brennmaterial, und so wird auch die Armada betrieben, und so werden die unzähligen kleinen Feuer versorgt für die Reisportionen an Bord – die grösseren sind für die Verbrennung der Leichen.

Die Folge ist diese Wolke aus übelstem Gestank, die überall dort gerochen wird, wo die Flotte in Landnähe kommt.

Es sind einige «kritische» Momente, die sie zu überstehen hat. Australien, Ägypten und Südafrika machen klar, dass sie ein Eindringen der Flotte in ihre Hoheitsgewässer mit militärischen Mitteln abzuwehren gedenken. Die Weltöffentlichkeit zischt empört. Aber die Flotte zieht weiter, hat ein festes Ziel, nimmt unbeirrt Kurs auf Europa, und dort auf die französische Südküste.

Die Medien sind gleichgeschaltet, nicht etwa durch Zensur und Diktat von oben, sondern vom Markt der Geföhle, in sentimentaler Selbststeuerung, denn das Mitleid des Justemilieu verspricht wärmenden Gewinn, aufwallende Barmherzigkeit, heute würde man sagen «Willkommenskultur»: Die scheint der Religionsersatz der Stunde zu sein.

Sie lodert hoch, solange die Armada noch hinter Afrika ist. Man kennt sie, die Matadore, die Einpeitscher, die Raspail so beschreibt: «Durfort bei den Ghattokindern, Durfort bei den Arabern, Durfort und das Elendsviertel, Durfort und die Polizei, Durfort für menschliche Haftbedingungen, Durfort gegen Gewalt, Durfort gegen Rassismus, Durfort gegen die Todesstrafe und so weiter. Aber angefangen bei Durfort selbst merkte niemand, dass dieser Rächer der Enterbten ständig offene Türen einrannte. Lustigerweise galt ausgerechnet er als Inbegriff des kritischen, unbequemen Freiheits. Er wäre ehrlich verblüfft gewesen, hätte man ihm gesagt, dass er nichts weiter als ein stromlinienförmiger Konformist war, der sich gehorsam vor allen Tabus niederwarf, die der intellektuelle Terrorismus der letzten dreissig Jahre befestigt hatte.»

Den einflussreichen Magazinchef hat Raspail perfiderweise mit einem Maghrebiner besetzt, Sohn einer marokkanischen Sklavin; er ist erfolgreich und voller Hass auf dieses Frankreich der Schuld- und Ahnungslosen.

Er rächt sich dadurch, dass er Emotionen aufpeitscht. Hier ist Raspail allerdings zu weit gegangen: Ich glaube nicht, dass heutzutage Verleger ihre persönlichen Obsessionen derart erfolgreich ausagieren können oder wollen. Oder?

### «Wie eine Zwangsvorstellung»

Bei einigen weiteren Leitartiklern arbeitet der Selbstzerstörungskitzel. Die Armada und die folgenden Menschenfluten kosten womöglich den Untergang einer französischen Kultur, wie die, an die sich der alte Calgues auf seiner Anhöhe erinnert, das letzte Mal, bei einem köstlichen Glas Wein.

Er ist übrigens, das stellt sich heraus, kein Pazifist, sondern der, der in Botho Strauss' hochaktuellem «Anschwellendem Bocksgegang» das «Eigene» verteidigen möchte. Wer sonst noch sollte Interesse haben, die eigene Kultur auszulöschen? Vielleicht diejenigen, die sich als Opfer dieser Kultur verstehen? Ich bezweifle allerdings, dass es in Frankreich, der



Grande Nation, eine Parole gibt wie die, die bei uns die Antifa herausbrüllt, nämlich: «Nie wieder Deutschland».

Sind wir unserer nationalen Identität tatsächlich müde geworden?

Clément Diot, der Maghrebener, Chef der «Nouvelles Pensées», Auflage: 600 000, setzt sich für die Benachteiligten ein. «Alles war einen Kampf wert: Ein diskriminierter muslimischer Arbeiter; ein Pornoverleger, der sich heroisch mit der Zensur anlegte ..., eine rote Madonna der Slums, ein Typ, der auf das Grabmal des unbekanntes Soldaten gekackt hatte ...»

Das, was bei uns mittlerweile Nerds mit Hornbrille oder Irokesenkamm herausblöken. Alles Kampagnenmaterial.

Den Präsidenten der Republik bringt Diot auf Pressekonferenzen durch einfache Fragen wie diese unter Druck: «Welche Massnahmen gedenkt die französische Regierung zu ergreifen, um den Passagieren zu helfen und ihre Leiden in den Grenzen des Erträglichen zu halten?»

Solchen Fragen kann der Präsident, der die Katastrophe einer die Ordnung erschütternden Invasion kommen sieht, nur mit Lippenbekenntnissen zur Solidarität entkommen. Was soll er tun?

Raspail: «Der Westen darf bekanntlich überhaupt nichts mehr ertragen. Dies soll unseren Gehirnen wie eine Zwangsvorstellung eingetrichtert werden.»

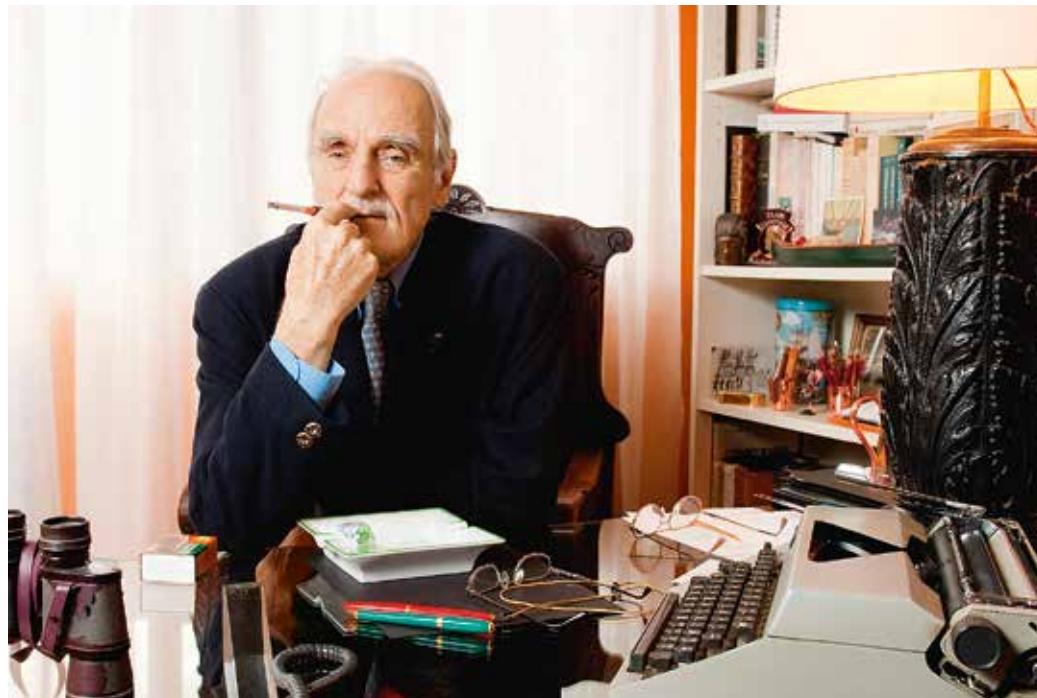
Ja, immer wieder steigert Raspail seine Tirade auf neue Höhen, in neue Tiefen: «Das Publikum hatte es sich längst in diesem verlogenen Schauspiel gemütlich gemacht wie ein Kackhaufen auf dem Boden einer Kloschüssel.» Das ist der radikale Ton der Publikumsbeschimpfung der frühen Siebziger.

Ach, übrigens: Die Kirche verschwindet in der Bedeutungslosigkeit. Der Papst heisst Benedikt XVI., und er hat den Appeal seines Nachfolgers, der die Tiara und andere Schätze zugunsten der Armen verkauft (wie es Paul VI. während des II. Vatikanums getan hat) – er haust im Elend und geht unter.

### Stilist von Gnaden

An dieser Stelle ist es wohl nötig, ein paar zusätzliche Worte über den Autor zu verlieren. Jean Raspail, 90, ist ein Reiseschriftsteller (er bereiste Feuerland, Patagonien, Peru) und vielfach ausgezeichnete Romancier (zuletzt 2009 mit dem Prix Wartburg de Littérature für sein Lebenswerk), ein Katholik und entschlossener Gegner des Zweiten Vatikanischen Konzils, Antikommunist, antiliberal und ein Stilist von Gnaden.

Ein *poet maudit*, der schon vor vierzig Jahren all die bösen Dinge sagte, die besonders das progressive Bürgertum von heute schockieren müssen, nur sind es in diesem Fall keine Obszönitäten – daran hat sich das Vernissagenpublikum der *piss paintings* längst gewöhnt – ,



Sätze, die besonders heute glühen: französischer Autor Raspail, 90.

sondern Beleidigungen gegen das schwülstige Selbstbild des sozialen und demokratischen Grossstädtlers als grossherziger Helfer, der den Verlust seiner Kultur, die ihm ohnehin nichts mehr bedeutet, gerne verabschiedet.

Ein Blick ins Regietheater genügt: «Scheiss auf Shakespeare», «Fack ju Göhnte», «Wir ham Spass beim Ausverkauf» – und das war schon in den siebziger Jahren so, als das «Heerlager» erschien.

Übrigens war auch damals schon ein «Antidiskriminierungsgesetz» verabschiedet worden, nach dessen Parametern dieser Roman nicht oder nur sehr überarbeitet hätte erscheinen dürfen. Raspail zitiert den Paragraphen, leicht abgeändert, guerillamässig in seinem Roman.

Anlässlich der deutschen Neuauflage erzählt er in einem Essay davon, wie er zwei Anwälte um Gutachten gebeten habe – beide schlossen eine Veröffentlichung aus. Der Essay ist ebenfalls im Verlag Antaios erschienen.

Raspail hatte sein Buch zur französischen Neuauflage 1985 – es war ein Bestseller – an eine Reihe von linken Politikern geschickt, François Mitterrand, Lionel Jospin, Max Gallo, und alle schickten handgeschriebene Dankesbriefe zurück. Nicht in allen Fällen zustimmend, aber höflich.

Marklosigkeit, das Kennzeichen der Politik. Max Gallo indes, sein einstiger Erzfeind, sozialistischer Regierungssprecher und Chefredaktor des *Matin de Paris*, überraschte ihn 2006 mit einer erstaunlichen Buchwidmung: «Für Jean Raspail, der die Gabe der Prophetie besass. In Freundschaft ...»

Ein anderer Streiter, der Literaturkritiker von *Le Monde*, widmete Raspail 1998 einen seiner letzten Artikel: «Lesen Sie dieses Buch wieder, das vor zwanzig Jahren erschienen ist... In

Zeiten der schlechtgesteuerten «Migrationsströme» beeindruckten seine Voraussagen durch ihre Plausibilität und die Ratlosigkeit, in die sie uns stürzen und in der sie uns zurücklassen.»

Aber es gibt sicher irgendwelche Menschenrechtsanwälte, die es schaffen werden, das Buch aus dem Verkehr zu ziehen. Ganz sicher, in einem «Aufstand der Anständigen» etwa die Mehrzahl der deutschen Kritiker, die Bücher aus einem «rechten» Verlag gar nicht erst anschauen oder aber wie Menschenrechtsanwälte rezensieren.

### Rührende Klecksereien

Dabei schreibt dieser Raspail Sätze, die besonders heute glühen. Und zwischendurch hinreissend delirierende Prosa, etwa wenn er Fruchtbarkeitsriten an Bord beschwört, all dieses Kopulieren und Umarmen und Küssen, zu zweit, zu dritt, Alt und Jung, und das Eindringen in egal welche Öffnungen ausmalt, ausmeisselt, fremd und gross wie indische Tempelfriese.

«Wir schaffen das», sagt die Kanzlerin, die auf Arabisch mittlerweile als «Mutter aller Gläubigen» verehrt wird – nein, das ist keine Erfindung von Raspail –, und ihr Stellvertreter Gabriel versucht, auf der Regierungsbank mit dem *Bild*-Button «Wir helfen» zu punkten. Und er spricht auf Pressekonferenzen davon, dass wir wohl alle lernen müssen, zu teilen. «Ich bin da ratlos», sagt er offen, Patentrezepte gebe es nicht.

Ist es nicht sein Job, Rat zu wissen?

Doch zurück zum Roman. Durfort, der Star unter den Radiomoderatoren, prägt das Wort von der «Armada der letzten Chance», und sofort gibt es einen Song dazu. In den Schulen werden Malwettbewerbe veranstaltet zum



Thema Flüchtlingskinder, rührende Kleckereien, die zu Wahnsinnspreisen auf einer Flüchtlingsgala ersteigert werden.

### Ein Höllenvergnügen

Es gibt Aufsätze, Ansprachen durch Lehrer, das Land will helfen, und je näher die Armada rückt, desto mehr entvölkert sich die Südhälfte Frankreichs, die Provence, das Ardèche-Tal: . . . dann steigen sie die Hügel hinauf, die Verdammten dieser Erde, friedlich, mit dem Bild des Paradieses vor Augen, das sie sich am Ganges ausgemalt haben, ohne jede Gegenwehr.

Und jetzt lässt Raspail die Zügel schiessen, jetzt beginnt absurdes Theater, ein Höllenvergnügen, die Armee weigert sich, auf die Elenden zu schiessen, die über die Villen hereinfluten, Gefängnisse werden in dieser Phantasmagorie der Brüderlichkeit geöffnet, und Diot, der sich für die Häftlinge eingesetzt hat, wird von ihnen erschlagen, während seine Freundin massenvergewaltigt wird.

Durfort ist in der Zwischenzeit mit seiner Geliebten aus Martinique auf dem Weg in die Schweiz.

Der Rest könnte ein blasphemisch-obszönes Theaterstück von Jean Genet sein, dem Autor des «Balkons».

«Eine Prozession mit Mönchen und dem Allerheiligsten in der Monstranz nähert sich.

«Mein werter Oberst», sagte Staatssekretär Perret, «was ist in den Dienstvorschriften für den Fall vorgesehen, dass die Truppe dem Allerheiligsten begegnet?»

«Man macht eine Ehrenbezeugung und lässt ein Trompetensignal blasen . . .»

«Gut, ich glaube, ich werde niederknien.»

«Sie sind die Regierung, Herr Minister», sagte der Oberst mit vergnügtem Blick. Beide nahmen ihre Rollen so ernst wie möglich, mit anderen Worten: Sie amüsierten sich prächtig.» Buñuel schimmert da durch, vielleicht sollte man nachträglich die Filme mal genauer unter die Lupe nehmen hinsichtlich Rassismus und Frauenhass.

So hebt sich letztlich diese Dystopie auf in einem spielerischen Todestanz. Und der Erzähler schliesst mit den Worten: «Der Fall von Konstantinopel ist ein persönliches Unglück, das uns erst letzte Woche widerfahren ist.» Denn dann kam der Islam mit Macht zurück.

Eine Schande, dass kein grosser Publikumsverlag das Wagnis mit diesem alten, hochaktuellen Roman eingegangen ist, sondern der kleine Antaios-Verlag. Eine mutige verlegerische Grosstat.

Jean Raspail: «Das Heerlager der Heiligen». Edition Nordost, Antaios. 416 S., 22 Euro.

## Auszug

### «Erstaunliches kleines Land!»

Im Schlusskapitel seines Romans «Das Heerlager der Heiligen» lässt Jean Raspail die Schweiz als letztes Land vor den Einwanderern kapitulieren.

Ich, für meinen Teil, erinnere mich an sie, jetzt, wo ich diesen Bericht beende. Ich habe ihn mehr für mich selbst als mit einem Publikum im Hinterkopf niedergeschrieben, und ich rechne nicht damit, dass er jemals veröffentlicht wird. Ausserdem hat das neue Regime inzwischen seine offizielle Darstellung der Ereignisse gesetzlich absichern lassen. Ich kann höchstens hoffen, dass meine Enkel ihn lesen werden – ohne sich dafür zu schämen, dass das Blut seines Autors auch in ihren Adern fliesst. Werden sie überhaupt noch verstehen, wovon ich spreche? Wird das Wort «Rasse» für sie noch irgendeine Bedeutung haben? Schon zu meinen Lebzeiten hat sich seine Definition erheblich verändert. Was für mich nur eine simple Feststellung war, nämlich dass die verschiedenen Rassen inkompatibel sind, wenn sie im selben Raum leben müssen, wurde vom Grossteil meiner Zeitgenossen als Aufruf zum Rassenhass und als Verbrechen gegen die Menschenwürde ausgelegt. Was soll's, mögen sie denken, was sie wollen!

#### Dauerempörte Clowns

Vielleicht wundern oder entrüsten sie sich weniger, wenn ich ihnen mitteile, dass ich dieses Buch in der Schweiz geschrieben habe. Was für eine eigenartige Schonfrist haben ich und einige andere hier geschenkt bekommen! Ich meine damit natürlich nicht die Feiglinge, die zuerst lauter als alle anderen «Halali!» geschrien und sich dann als Erste hinterrücks abgeseilt haben. Nein, ich spreche von denen, die sich auf den Weg in die Schweiz gemacht haben, weil sie dort das Leben weiterführen wollten, das sie liebten: nach westlicher Art und unter Menschen gleicher Rasse. Was für ein erstaunliches kleines Land! Wie lange schon hatte man die Schweizer verspottet, weil sie sich damit begnügten, zufrieden zu leben, ohne sich durch Gewissensbisse zu zerfleischen, und weil ihre Gedankenflüge kaum über das Streben nach ein wenig alltäglichem Glück hinausgingen.

Schweizer sein bedeutete, einen gelben Stern zu tragen. Die Moralapostel dieser Welt hatten für sie nur eine Mischung aus Hass, Herablassung und Verachtung übrig. Mit ausgestrecktem Zeigefinger deuteten all die säuerlichen, dauerempörten Clowns auf diese Schweiz, die es wagte, derart egoistische, abnormale Werte hochzuhalten!

Nach dem Ostermontag blieb nur mehr der pure Hass übrig.

Denn die Schweiz hatte mobil gemacht. Wie immer, wenn ein Weltkrieg um sie herum ausbrach. Sie ernannte einen befehlshabenden General. Sie schloss die Grenzen. Und was noch schlimmer war: Sie verwies alle Farbigen aus ihrem Gebiet oder begann zumindest, ein scharfes Auge auf sie zu werfen. Man beschuldigte die Schweizer, die Wiedereinführung von Ghettos und Konzentrationslagern zu planen. Ich kann bezeugen, dass das nicht stimmt. Richtig ist jedoch, dass eine dunkle Hautfarbe ab sofort Verdacht erweckte. (Wobei ich mich frage, ob das im Bannerträgerland der internationalen Freiheiten nicht immer schon so gewesen ist.) Natürlich verliessen die Vereinten Nationen daraufhin die Schweiz, samt ihrem eitlen Gefolge der humanitären Organisationen.

Merkwürdigerweise atmeten die Menschen in Genf geradezu auf, als sie endlich abzogen. Es versteht sich von selbst, dass dieser Zustand nur von kurzer Dauer war. Einige Monate. Nicht einmal ein Jahr. Denn auch die Schweiz war im Innern morsch geworden. Auch dort hatte das Tier alles unterhöhlt, aber mit so viel Behutsamkeit, dass es länger dauerte, bis der Widerstand zusammenbrach. Die Schweiz begann zu grübeln und sich darüber selbst zu vergessen. Ihr Untergang gestaltete sich weniger dramatisch als in anderen Ländern. Der berühmte Schild der Neutralität machte immer noch einen gewissen Eindruck, und man zog Samthandschuhe an, während man zur Jagd blies. Von innen und von aussen wurde der Druck zunehmend stärker und unerbittlicher. Das Münchner Abkommen wiederholte sich. Die Schweiz konnte nicht mehr ausweichen. Sie musste nachgeben. Heute hat sie unterzeichnet.

Heute nacht um 0.00 Uhr wird sie ihre Grenzen öffnen. Sie waren schon seit Tagen kaum mehr bewacht. Und ich? Ich sage mir immer wieder diesen melancholischen Satz eines alten Prinzen aus dem Geschlecht der Bibesco auf, langsam, um ihn tief in mich hineinsinken zu lassen: «Der Fall von Konstantinopel ist ein persönliches Unglück, das uns erst letzte Woche widerfahren ist!»

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Antaios-Verlags.

# Die drei Gegenwart Pompejis

Nirgends wird eine ferne Epoche so spürbar wie in Pompeji. Die römische Stadt wurde durch einen Vulkanausbruch zerstört und konserviert. Die Antike fasziniert ungebrochen.

Von Hans Ulrich Gumbrecht

Der aus unserer historischen Überlieferung als Plinius der Jüngere bekannte Gelehrte und Politiker der römischen Kaiserzeit stand erst am Rand des Mannesalters, als er von der Villa seiner Mutter über den Bergen bei Neapel aus zum Augenzeugen jener Katastrophe wurde, die im Spätsommer des Jahres 79 nach Christus die Städte Pompeji und Herculaneum zerstörte und wohl über 16 000 Menschen das Leben kostete, unter ihnen Plinius' Onkel, der detaillierte Naturbeobachtungen in einem berühmten Buch systematisiert hatte und später zum Oberbefehlshaber der römischen Flotte aufgestiegen war.

## Hunderttausendmal Hiroshima

Als zwanzig Jahre später ein Freund, der Historiker Tacitus, den Neffen (und auch Adoptivsohn) Plinius' des Älteren bat, jenes Ereignis zu beschreiben, antwortete dieser mit einem Brief, dessen Präzision und Unmittelbarkeit bis heute den Ausbruch des Vesuvs in der Leservorstellung gegenwärtig werden lassen und dem Namen seines Autors die Ehre einbrachten, als Terminus für diesen besonderen Typ gewaltsamer geologischer Bewegung zu dienen: «Um ein Uhr nachmittags stieg jene Wolke auf, die einer Pinie ähnlich sah, denn sie war sehr lang und dehnte sich in ihrem oberen Teil wie über Äste aus. Ich stelle mir vor, dass dies am Abnehmen eines ursprünglichen Drucks liegen musste oder am Eigengewicht der Wolke, die, je nach der Dichte der von ihr emporgeschleuderten Erd- und Aschbrocken, helle und dunkle Flecken hatte.»

Neben der immer noch spürbaren Kraft dieser Erinnerung liegt eine zweite Gegenwärtigkeit, die wir mit dem Wort Pompeji verbinden, in der von Plinius ermöglichten, aber bezüglich ihrer Details natürlich umstrittenen wissenschaftlichen Rekonstruktion der Naturkatastrophe. Sie war nicht geballt im Schrecken eines einzigen Moments, sondern vollzog sich über gut zwei Tage, vom 24. bis zum 26. August, und erreichte ihren Höhepunkt wahrscheinlich, als die meisten Bewohner schon aus den umliegenden Städten geflohen waren, in dem tödlichen, überwältigenden Druck einer Hitzeexplosion, die bis zu 400 Grad Celsius und die hunderttausendfache Energie der Nukleardetonation von Hiroshima erreicht haben soll.

Archäologen des 19. Jahrhunderts entdeckten unter der viele Meter hohen Geröllschicht, die Pompeji und Herculaneum bedeckte, eine An-

zahl von Hohlräumen, die nach der Auffüllung mit Gips die erschreckend lebendig wirkenden Formen menschlicher Körper im Todeskampf des Erstickens abzubilden schienen. Heute wissen wir erstens, dass dies nur für jene wenigen Bewohner der Todesmoment war, die bis dahin noch nicht geflohen waren (ein Zehntel von 15 000 in Pompeji und von 3000 in Herculaneum), und zweitens, dass die so erschreckend wirkende Anspannung ihrer Glieder und Gesichter kaum ein Ausdruck des Leidens war, sondern ein physiologisches Symptom des sich in Sekundenbruchteilen vollziehenden Hitzetods, den kein Opfer bewusst erleben kann.

Die dritte Gegenwärtigkeit von Pompeji schliesslich, nämlich die Bewahrung vielfältiger Aspekte des Alltagslebens aus früher römischer Kaiserzeit, rührt nicht von der gewaltvollen Plötzlichkeit der Hitzeexplosion her, die das Leben der Stadt ja gerade in einem Moment der Aufhebung aller Alltäglichkeit traf, sondern von den Felsbrocken und der unter Einschluss von Asche erstarrten Lava, die die Strassen und Häuser der Stadt bedeckte – und sie gegen die sonst unaufhaltsame Erosion der Räume, Gebäude und Gegenstände versiegelte. Dank dieser bis heute längst nicht vollständig abgetragenen Schicht des Gesteins ist Pompeji seit dem vergangenen Jahrhundert zu der Möglichkeit geworden, eine ferne Epoche beinahe lebendig zu erleben – so, als ob sie unsere eigene Welt wäre.

In den Jahren vor ihrem Ende war Pompeji eine typische Stadt jener Zeit, die erst in jüngerer Vergangenheit mehr als bloss lokale Aufmerksamkeit gewonnen hatte. Ihren überregional angesehenen, einträglichsten Wirtschaftszweig machten der Anbau, die Verarbeitung und auch – aufgrund der Nähe zu mehreren Häfen – der Versand von Weinsorten aus, die für ihre aussergewöhnliche Alkoholstärke und ihr Reifen über einen Zeitraum von bis zu zehn Jahren bekannt waren, aber auch dafür, dass viele Konsumenten über erheblichen Katzenjammer klagten. Im Jahr 59, während der ohnehin besonders unruhigen Regierungszeit des Kaisers Nero, war es im Amphitheater von Pompeji zu einer Schlägerei zwischen heimischen und auswärtigen Zuschauergruppen mit mehreren Todesopfern gekommen, über die der Kaiser in Kenntnis gesetzt und die mit einem zehnjährigen Verbot von Gladiatorenspielen geahndet wurde. Nur drei Jahre später hatte dann ein Erdbeben, das die Zeitgenossen nicht als War-



*Aufhebung aller Alltäglichkeit:* Pompeji.

nung vor dem Vulkanausbruch zu deuten wussten, zu Schäden an zahlreichen Häusern geführt, die bis zum Ende von Pompeji noch nicht ganz behoben waren.

## Graffiti und Wahlpropaganda

Am lebendigsten vielleicht wird der Alltag der Stadt in einer Fülle von Graffiti, mit denen die Strassenseiten der Häuser übersät waren (und die ohne die besonderen Umstände des Endes von Pompeji nicht erhalten geblieben wären). Die meisten von ihnen sollten auf Bürger aufmerksam machen, die sich zur Wahl für politische Ämter stellten, oder liessen – im Kontext längerfristiger politischer Strategien – ihre Leser wissen, wer Veranstaltungen im Amphitheater finanziert hatte. In anderen – für uns eher überraschenden – Kritzeleien schrieben



*«Zartes Herz»:* Ehepaar aus Pompeji.



sich Liebende ihre erotische Begeisterung oder Frustration von der Seele: «Wenn irgendeiner nicht an Venus glaubt, dann soll er sich mein Mädchen anschauen», heisst es auf einer Wand, während nicht weit entfernt diese ganz anderen Worte stehen: «Ich möchte Venus ihre Rippen und Schenkel mit Stöcken brechen. Wenn sie mein zartes Herz zerbricht, warum soll ich dann nicht ihren Kopf einschlagen dürfen?»

Auf einer ganz anderen erotischen Tonhöhe lagen viele Graffiti in den Tavernen entlang der Strassen von Pompeji, wo man für wenige Münzen essen, einen Becher Wein trinken und auch sexuelle Befriedigung finden konnte. Dass «die Kellnerin für den Preis eines einzigen Bechers Wein zu haben» war, erfährt man dort, und dass die Kneipenbesitzerin nur die Hälfte kostete – wobei unklar bleibt, ob solche Worte als Auf-

schneiderei oder (im Stil der elektronischen Restaurantbewertungen unserer Zeit) als Empfehlungen an andere Kunden zu verstehen waren. Zwischen den Lokalen und Geschäften auf beiden Strassenseiten muss sich tagsüber ein lebhafter Verkehr von Pferdekarren bewegt haben, zu dessen Erleichterung Spurrillen in den Boden einkerbt waren und den ab und an erhöhte Steine zur Blockierung oder zugunsten von Fussgängerwegen unterbrachen (manche Archäologen vermuten, dass es im späten Pompeji ein System von Einbahnstrassen gab).

### Historiker und Klatschkolumnisten

Die Schnittstelle zwischen der Energie auf den Strassen von Pompeji und der Ruhe in den auch zur Innenstadt gehörenden Villen der Reichen markiert ein Badehaus, das separate Umklei-

deräume für Männer und Frauen anbot, Becken mit unterschiedlich temperiertem, fliessendem Wasser (was durch einen Aquädukt möglich gemacht wurde) und einen Bereich mit Dampf- und Saunaeffekten. Zugleich gab es zu bestimmten Tarifen Massagen, Hautpflege und die den Römerinnen besonders wichtige Depilation, wie sie in den Villen von Sklavinnen übernommen und mit der Zubereitung von Parfüms, mit Coiffure oder mit Make-up ergänzt wurde. Dass die Neigung von Männern zu solchen Dienstleistungen unter den für alle neuen Genüsse offenen Kosmopoliten der Kaiserzeit und den Nostalgikern der altrömischen Nüchternheit umstritten war, wissen wir wiederum aus einer Vielzahl spöttischer Graffiti, aber auch aus den Schriften jener Autoren des ersten nachchristlichen Jahrhunderts wie Sueton oder Tacitus zum Beispiel, die wir heute – je nach Anspruch und Reputation – «Gegenwartshistoriker» oder «Klatschkolumnisten» nennen würden.

Kein Ort des internationalen Tourismus erfüllt den Wunsch, eine vergangene Welt so zu erleben, als ob sie die eigene sei, voller und farbiger als Pompeji. Dies erklärt vielleicht, warum sich die ebenso kompetente wie sympathische Studentin aus Neapel, die unsere Familie im vergangenen Juni durch Pompeji führte, höflich über das merkwürdige Ausbleiben von Besuchern aus den deutschsprachigen Ländern beklagte.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Literaturwissenschaftler und Inhaber des Lehrstuhls für Komparatistik an der Stanford University.



«Memento Mori»: Mosaik, um Christi Geburt.



Erotische Begeisterung: Fresko aus Pompeji.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>La isla mínima</b>	★★★★★
	Regie: Alberto Rodriguez	
2	<b>Straight Outta Compton</b>	★★★★☆
	Regie: F. Gary Gray	
3	<b>Mission: Impossible 5</b>	★★★★☆
	Regie: Christopher McQuarrie	
4	<b>Maze Runner: The Scorch Trials</b>	★★★☆☆
	Regie: Wes Ball	
5	<b>The Intern</b>	★★★☆☆
	Regie: Nancy Meyers	
6	<b>Ich und Kaminski</b>	★★★☆☆
	Regie: Wolfgang Becker	
7	<b>Ricki and the Flash</b>	★★★☆☆
	Regie: Jonathan Demme	
8	<b>Youth</b>	★★★☆☆
	Regie: Paolo Sorrentino	
9	<b>Southpaw</b>	★★★☆☆
	Regie: Antoine Fuqua	
10	<b>Everest</b>	★★★☆☆
	Regie: Baltasar Kormákur	

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>Fack ju Göhte 2</b>	30 651
	Regie: Bora Dagtekin	
2 (-)	<b>Maze Runner: The Scorch Trials</b>	16 073
	Regie: Wes Ball	
3 (2)	<b>Everest (3-D)</b>	12 566
	Regie: Baltasar Kormákur	
4 (-)	<b>The Intern</b>	11 603
	Regie: Nancy Meyers	
5 (-)	<b>The Visit</b>	6 968
	Regie: M. Night Shyamalan	
6 (4)	<b>Youth</b>	3 184
	Regie: Paolo Sorrentino	
7 (5)	<b>Minions (3-D)</b>	2 566
	Regie: K. Balda/P. Coffin	
8 (3)	<b>Straight Outta Compton</b>	2 224
	Regie: F. Gary Gray	
9 (6)	<b>Mission: Impossible 5</b>	1 827
	Regie: Christopher McQuarrie	
10 (7)	<b>Hitman: Agent 47</b>	1 364
	Regie: Aleksander Bach	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Avengers – Age of Ultron (Disney)</b>
2 (-)	<b>Mad Max: Fury Road (Warner)</b>
3 (1)	<b>Honig im Kopf (Warner)</b>
4 (2)	<b>Fast &amp; Furious 7 (Universal)</b>
5 (3)	<b>Pitch Perfect 2 (Universal)</b>
6 (-)	<b>Traumfrauen (Warner)</b>
7 (-)	<b>Der Knastcoach (Warner)</b>
8 (10)	<b>Fack ju Göhte (Rainbow)</b>
9 (4)	<b>Run All Night (Warner)</b>
10 (5)	<b>Ex Machina (Universal)</b>

Quelle: Media Control



Unglaubliche Präsenz: Fritz Bauer (Burghart Klaussner), Karl Angermann (Ronald Zehrfeld).

### Kino

## Mit Sturheit gegen die Verdrängung

Der deutsche Spielfilm «Der Staat gegen Fritz Bauer» widmet sich dem zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Generalstaatsanwalt, der Adolf Eichmann aufstöberte. *Von Wolfram Knorr*

Handfeste Kollisionen zwischen juristischer Moral und Kaltblütigkeit sind die Domäne amerikanischer Gerichtsthiller – natürlich immer aufgeteilt in ein redliches Exemplar dieser Gattung und ein kaltschnäuziges. Moral und Kaltblütigkeit in einer Figur zu bündeln, ist dramaturgisch heikel; auch Faust hat Mephisto als Widerpart. Wen aber hat der Generalstaatsanwalt Fritz Bauer (Burghart Klaussner) zum Gegner? Den Staat. Und so heisst (leider) auch der Film, der eine spannende Nachkriegsgeschichte der BRD erzählt: «Der Staat gegen Fritz Bauer». Mit Verlaub: Wer ist Fritz Bauer, und wer ist der Staat, und wie tritt denn der in einem Spielfilm in Erscheinung? Mit einem solchen Titel, der höchstens mit einem staubtrockenen Volkshochschul-Vortrag assoziiert wird, füllt man bestimmt keine Kinokassen. Was jammerschade ist, denn die Geschichte, die erzählt wird, hat das Zeug zum grossen Kino.

Fritz Bauer – Sozialdemokrat, Jude, 1933 von der Gestapo geschnappt, KZ, 1936 Flucht nach Dänemark und Schweden, 1949 Rückkehr nach Deutschland und ab 1956 bis zu seinem Tod im Jahr 1968 Generalstaatsanwalt in Frankfurt am Main. Von Anfang an kämpfte er beharrlich darum, die Naziverbrecher vor Gericht zu bringen. In den fünfziger Jahren, mit dem beginnenden Wirtschaftswunder, wollte und konnte man die Vergangenheit schön verdrängen, und

so war die Fragestellung auch egal, ob Nazis wieder in Amt und Würden waren, sei es in der Adenauer-Regierung oder in den Justiz- und Verwaltungsbehörden. Fritz Bauer war das ein Dorn im Auge, die Gleichgültigkeit ärgerte ihn. Er suchte nicht Rache bei seiner Wühlarbeit gegen Nazis, sondern Gerechtigkeit. Hohe Beamte vom BKA (Bundeskriminalamt) und von der Justiz schreckten vor nichts zurück, auch nicht vor Verleumdungen, um Bauer an seiner Arbeit zu hindern. Doch gegen alle Widerstände eines noch virulenten Nazi-Korpsgeistes setzte sich Bauer durch und veränderte mit seinen Auschwitz-Prozessen den Geist der BRD.

1957 erfuhr Bauer – es wurde seine mit Abstand heikelste Mission –, dass Adolf Eichmann, eine der Schlüsselfiguren des Naziregimes, in Argentinien lebte, und versuchte daraufhin, ihn nach Deutschland ausliefern zu lassen, um ihm in Frankfurt den Prozess zu machen. Doch Politik und Behörden mauerten, worauf Bauer zu einem fragwürdigen Schritt griff: Er informierte den israelischen Geheimdienst Mossad. Das war Landesverrat. Um dem zu entgehen, bediente sich Bauer konspirativer Mittel; er tarnte seine Reisen nach Israel, täuschte die Institutionen und gab dem Mossad die Möglichkeit, Eichmann nach Israel zu entführen. Die Hoffnung, dass Israel ihn ausliefern würde, erfüllte sich nicht. Diese Episode steht im Mittel-

punkt von Lars Kraumes Film. Doch statt Bauer einen Gegner zur Personifizierung des Staates gegenüberzustellen, haben Kraume und sein Autor Olivier Guez lediglich einen jungen Staatsanwalt (Ronald Zehrfeld) als Gesprächspartner hinzuerfunden, der aber Bauer unterstützt. Bauer im Clinch mit einem Verfechter opportunistischer Staatsräson hätte für handfesten Suspense sorgen können. In Kraumes Konzept, das deshalb in der «mittleren Vernünftigkeit» von Fernsehspielen verharret, bleiben die Bauer-Feinde Stichwortgeber nach dem Giesskannenprinzip: Jeder ist angefüllt mit Bosheiten, die sich, wenn er dran ist, über Bauer ergiessen; nach dem Motto: «Aha, das ist der restaurative Staat!»

Dass «Der Staat gegen Fritz Bauer» den Zuschauer dennoch packt, liegt an Burghart Klaussner («Das weisse Band»), der mit seinem schlohweissen Haar, seinem feurigen Blick und seinem barschen Verhalten dem gerechtigkeitsbesessenen Bauer eine unglaubliche Präsenz verleiht, schillernd zwischen störrischer Verbohrtheit, jäher Empfindsamkeit und rauen, fast gebellten Ausbrüchen, die wie Notwehr wirken. Er allein ist abendfüllend. ★★★★★☆

## Weitere Premieren

**Inside Out** — Die Pixar-Studios aus dem Hause Disney sind und bleiben die konkur-



Identitätskarussell: «Inside Out».

## Fragen Sie Knorr

Ich habe den Film «Life» über den angeblich so sagenhaften James Dean gesehen. Was war denn an dem so besonders? Der Film hat mir das jedenfalls nicht vermittelt. B. G., Zürich



James Dean verkörperte die Fünfziger Jahre-Nachkriegsjugend in Reinkultur. Elia Kazan, Regisseur des ersten Dean-Films, «East of Eden» (1955), charakterisierte sie treffend: «Habt Mitleid, ich bin zu sensibel für die Welt. Jeder ist auf dem falschen Dampfer ausser mir.» Und so spielte Dean und wurde

renzlose Animations-Schmiede. Ihr jüngster Streich ist die wohl originellste Kopfgeburt: Der Zuschauer wird mitten in den Hirnkasten eines elfjährigen Mädchens entführt, wo sich ein wahres Identitätskarussell aus Emotionen, Freude, Kummer, Wut, Ekel, Angst dreht, was das Mädchen stimmungsabhängig von der jeweils dominanten Emotion macht. Das ist irre komisch, weil jede Emotion von einer Figur verkörpert wird. Ein richtig intellektueller und vergnüglicher Spass, der ausserdem zu einem Roadtrip in die düsteren Vergessens- und Gedächtniszonen wird. ★★★★★☆



Eingespielte Harmonie: «45 Years».

**45 Years** — Ein eingespieltes britisches Ehepaar bereitet sich aufs Fest zu seinem 45. Hochzeitstag vor. Da erhält Gatte Geoff (Tom Courtenay) einen Brief, in dem er erfährt, dass in einem Schweizer Gletscher nach über fünfzig Jahren die Leiche seiner damaligen Freundin gefunden wurde. Auf einmal geht ein Riss durch die Beziehung. Gattin Kate (Charlotte Rampling) entwickelt Eifersucht, obwohl die Beziehung zeitlich vor ihrer Ehe lag. Die Vorstellung, dass Kate zweite Wahl gewesen sein könnte, untergräbt die eingespielte Harmonie. Kates Verhalten lässt sich nur schwer nachvollziehen. Das klingt ein wenig nach arg dünnhäutiger Befindlichkeits-Edelkunst. Was den Film gleichwohl kurzweilig macht, sind die beiden exzellenten Darsteller. ★★★★★☆

damit die Identifikations-Ikone schlechthin. Heute ist das schwer verdaulicher Manierismus. Der Legendenrummel entstand durch seinen frühen Tod (mit 24 Jahren in seinem Porsche). Er wurde zur (Poster-)Reliquie und setzte «Masstäbe» in der inhaltsleeren Star-Vermarktung; denn mit schöner Regelmässigkeit wird immer wieder ein Leinwandnovize als «neuer James Dean» ausgerufen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Autobiografie in acht Kapiteln

Von Peter Rüedi

Musiker, die in *liner notes* ihre Musik erklären, machen sich verdächtig. Wenn es wahr ist, dass Musik ist (und nicht: etwas bedeutet), ist jede Erklärung ein Zeichen mangelnden Vertrauens in ihre Evidenz. So mögen wir stutzen, wenn wir das kostbare Booklet zur Hand nehmen, welches Maria Schneider, Orchesterleiterin und Komponistin, ihrem jüngsten Opus, «The Thompson Fields», auf den Weg gibt, ein Kunstwerk voll von Zitaten und ihren Originaltexten. Allein: Diese Texte erklären nicht die Musik, sie erzählen den biografischen Hintergrund. Tatsächlich ist dieses Werk ein Stück Autobiografie in acht Kapiteln, eine sehr anrührende, aber unsentimentale Reise der Wahl-New-Yorkerin zurück in ihre Kindheit und Jugend im südwestlichen Minnesota. Ein Unternehmen der Erinnerung, das auch eine *retour à la nature* ist. Die Kompositionen, die sie ihrem achtzehnköpfigen Orchester in der Art des grossen Duke Ellington auf die individuellen Temperamente hin geschrieben hat, fügen sich insgesamt zu einem suitenartigen Zusammenhang, sind aber, jede für sich, dynamisch differenzierte Klang-Poeme zwischen zärtlichsten Stimmungslagen und vehementer Kraftentfaltung. Maria Schneider ist nicht die bedeutendste Komponistin des grossorchestralen Jazz zurzeit, sie ist genderübergreifend die wichtigste Komponistin der Sparte überhaupt. Ihre Musik ist gleichzeitig auf geradezu unverschämte Weise schön und raffiniert. Man hat sie oft mit der ihres einstigen Lehrmeisters Gil Evans verglichen, aber inzwischen hat sie ihre eigene Handschrift fortgeschrieben, was Vergleiche, selbst die mit Ellington oder Strayhorn, eigentlich verbietet. Es sei denn, was äussere Parallelen angeht, etwa die zum Teil über Jahrzehnte dauernde Treue der Schneider zu ihren Schlüsselmusikern. Hier sind die Solisten Scott Robinson auf der Klarinette, Marshall Gilkes und Greg Gisbert auf Posaune und Flügelhorn, die Saxofonisten Donny McCaslin, Rich Perry, Steve Wilson; Frank Kimbrough und Lage Lund an Piano und Gitarre, Gary Versace am Akkordeon, Ryan Keberle und Jay Anderson an der Posaune und am Bass. Ein Meisterwerk.



Maria Schneider Orchestra:  
The Thompson Fields.  
Artistshare AS0137

# Metamorphose eines Bordells

Die Zürcher Altstadt erhält ein neues Hotel; zehn Jahre Vestibule; Cocktail im «Clouds». Von *Hildegard Schwaninger*



*Gelungener Wurf:* «Baltho»-Bar im «Markt-gasse»-Hotel.

Das Zürcher Niederdorf wird aufgewertet durch das neue «Markt-gasse Hotel», das jetzt offen ist. Die Hotelbar hat alle Zutaten, um neuer In-Spot in der Stadt zu werden: gemütlich, intim und sehr freundliches Personal. Das Restaurant «Baltho Küche» (die Moulles marinières mit Pommes sind exzellent) dito. Hier war früher das «Red House», ein Cabaret/Bordell, das plüschig-rot und im damals puritanischen Zürich als Sündenpfuhl bekannt war. Dann hat Unternehmer **Beat Curti** das Haus, zusammen mit drei weiteren Immobilien (darunter das Haus, welches das Modegeschäft COS beherbergt), erworben und sorgfältig restaurieren lassen.

Das «Markt-gasse Hotel» ist ein gelungener Wurf: 39 Zimmer, alle auf raffinierte Weise asketisch-luxuriös, die Bar, in die man sich sofort



*Fernsehmoderatorin Annina Frey als Djane.*

verliebt, zwei Restaurants. Hotelmanager ist **Olivier Gerber**, der bisher im Hotel «Four Seasons» in Mailand war. Beat Curti weiss, dass die vier Häuser ein Kulturgut im Niederdorf sind. Ihre Geschichte geht zurück auf die Zeit von 1420 bis 1820, die Berücksichtigung der Historie war ihm wichtig. In der Lobby des Hotels sieht man Fresken aus dem 15. Jahrhundert, die bei der Renovation freigelegt wurden. Curti liess die Transition der vier Häuser in die Neuzeit durch ein Buch dokumentieren (es erzählt auch die Geschichte des Niederdorfs), das Ende Oktober, anlässlich der grossen Eröffnung des «Markt-gasse Hotels», erscheint.

**Chic à la française** hat sich **Laurence Antigli** auf die Fahne geschrieben, als sie ihre Modeboutique Vestibule im Zürcher Bankenviertel eröffnete. Jetzt konnte sie das Zehn-Jahre-Jubiläum feiern. Die Boutiquebesitzerin und ihr Mann Filippo Castagna gaben eine Cocktailparty, man trank Pimm's Number one und Champagner, die «Glanz & Gloria»-Moderatorin **Annina Frey** legte als Djane Musik auf, zwei flotte Girls tanzten Cancan und stellten damit den Bezug zu «Moulin Rouge» und Cabaret her. Die Mode sehr pariserisch: Chloé, Sonia Rykiel, Isabel Marant, Phillip Lim, kokette Stiefeletten und die berühmten Sneakers von Golden Goose. Unter den Gästen: Werberin **Jolanda von Matt**, Modeschöpferin **Dorothee**

**Vogel, Vera Dillier**, Galerist **Christophe Guye**, Eventmanager **Andreas Pettenhofer** («Fête Accomplie»), **Christoph Stuehn** (Memoriav). Zu essen gab es nichts, so traf man die meisten wieder im Restaurant «Bärengasse», das gleich vis-à-vis liegt. Dort stärkte man sich mit doppelstöckigem Cheeseburger oder argentinischem Roastbeef. «Bärengasse» – eine Erfolgsgeschichte: Es konnte gerade sein Sieben-Jahre-Jubiläum feiern und war auch an diesem Abend bis auf den letzten Platz besetzt.

Es war ein Paukenschlag in der Zürcher Gastronomie, als bekannt wurde, dass die Candrian Catering AG das Restaurant «Clouds» im Zürcher Prime Tower übernimmt. Das «Clouds» galt als Hit, wegen der phänomenalen Aussicht und der hervorragenden Küche (ein Michelin-Stern). Dann sprangen die Küchenchefs – erst **Antonio Colaianni**, dann **David Martinez Salvany** – ab, jetzt hat der Hausbesitzer Swiss Prime Site AG die Pacht an Candrian vergeben. Dass Freude herrscht im Hause Candrian über diese Neu-Akquisition, spürte man beim Inaugurations-Cocktail, zu dem die Gastro-Familie (Kernstück des Imperiums: Bahnhofbuffet «Au Premier») lud. **Tina Candrian** und ihr Bruder **Reto Candrian** standen am Eingang und begrüßten jeden Gast mit Handschlag. 37 Stockwerke höher (im Lift sorgte ein Alleinunterhalter für Spass) empfingen Martin Candri-



*Gäste im «Clouds»:* Astrid von Stockar, Sohn Eric.

an und der Rest der Familie die Gäste. Neu im «Clouds» sind die offene Küche und die moderateren Preise (zu Zeiten der beiden Starköche waren sie astronomisch). Köstliches aus der Küche wurde zur spektakulären Aussicht gereicht. Man trank Bollinger-Champagner, schlürfte frische Austern. Unter den Gästen: Künstler **Rolf Sachs**, TV-Frau **Astrid von Stockar** (war mit ihrem Sohn da, der sich gerade auf den Militärdienst vorbereitet), der für die Sicherheit zuständige Regierungsrat **Mario Fehr**, Reisebüro-Unternehmer **George Müller Bodmer** (Cosa Travel) mit **Annina Müller Bodmer** (Fundraising), Auto-wasch-Unternehmer **Beat Meyerstein**.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Honeymoon über Zürich

Die Creative Designer Tania Quispe, 36, und der Bankangestellte Robin Bosshard, 30, haben kürzlich geheiratet. In ihrer Lieblingsstadt.



«Hin und weg»: Ehepaar Bosshard-Quispe.

**Tania:** Robin ist ein begeisterter Fussballspieler. Seine Mannschaft hatte einen Team-Abend, und ich half bei der Durchführung. Meine Laune war nicht super, trotzdem blieb Robin mir gegenüber interessiert, anständig und zuvorkommend. Das war mein erster positiver Eindruck.

**Robin:** Ich war hin und weg von ihrer Schönheit. Sie schien voller Leben zu sein, war witzig, und ich dachte mir: Mit ihr erlebt man sicher immer wieder eine Überraschung. Dass ihr Temperament den Latina-Genen geschuldet ist, wusste ich damals noch nicht. Obwohl wir nur fünf Minuten entfernt voneinander aufgewachsen waren, waren wir uns noch nie bewusst begegnet. Doch nun blieb ich hartnäckig. Ich wusste sofort: Die will ich fürs ganze Leben.

**Tania:** Es heisst, frühere Beziehungen könnten die Partnerwahl und die Liebe beeinflussen. Ich würde eher sagen, die erste Liebe weckt den ewigen Wunsch nach Zweisamkeit, familiärem Vertrauen und einer Zukunft mit einem geliebten Menschen an seiner Seite. Robin nistete sich langsam und beharrlich in meinem Herzen und dann in meiner Wohnung ein. Ich war beeindruckt, wie er das schaffte. Extrem positiv war auch, dass er tier-

liebend ist. Das war mir wichtiger als das gute Aussehen oder der Status. Ansonsten hatte ich keine fixen Vorstellungen von einem Traummann.

**Robin:** Es stimmte alles, und so beschlossen wir zu heiraten. Unserer Meinung nach gibt es die perfekte Liebe, aber nicht den perfekten Alltag, denn es gibt immer wieder negative Dinge, die man gemeinsam durchstehen muss. Was ich heute sagen kann: Die Annehmlichkeiten einer verbindlichen Partnerschaft überwiegen bei weitem, und das Single-Leben vermisse ich überhaupt nicht.

**Tania:** Die Ehe ist dann ein Erfolg, wenn man den Menschen fürs Leben gefunden hat. Der Bund fürs Leben ist für uns eine Verpflichtung. Er schliesst vor allem auch den Willen ein, den Bettel nicht sofort hinzuwerfen, wenn Probleme auftauchen, sondern gemeinsam zu kämpfen und aus dem Tief herauszufinden.

**Robin:** Unsere Hochzeit stand unter dem Motto: «100 Prozent Zürich». So fand die Ziviltrauung im «Zunftthaus zur Waag» statt, dann folgte das Fotoshooting mit den Gästen, es fand auf dem Weg zum legendären «Kaufleuten» statt, und die Bahnhofstrasse diente dabei als Kulisse. Gegessen wurde im Restaurant «Kaufleuten», die anschliessende Party fand auf der «Kaufleuten»-Terrasse statt: mit Blick über das nächtliche Zürich. Das Honeymoon-Wochenende verbrachten wir – natürlich – im «Dolder»-Hotel.

**Tania:** Eine Woche später ging es dann doch noch in die österreichischen Berge nach St. Christoph am Arlberg, und diesmal lautete das Motto: «Alpen-Chic». Die meisten Gäste reisten bereits am Freitag an. Am Samstag starteten wir mit der klassischen Trauung in der Kirche, im Anschluss stieg in der Almhütte das Fest mit Brautstrauss-Werfen, Feuerwerk und Band – einfach mit allem, was dazugehört, um in eine glückliche Zukunft zu starten.

www.stretch.ch (R. Kuhn Aarau)  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Richtig falsch

Von Andreas Thiel —  
Es ist traurig, dass nicht alles lustig ist.

**Doris:** Was du über den Bundesrat schreibst, ist nicht lustig.

**Andreas:** Seit wann muss Satire lustig sein?

**Doris:** Ein Satiriker ist doch auch ein Komiker.

**Andreas:** Ja, aber einer, der sich überlegt, was er sagt. Einem normalen Komiker ist es egal, was er sagt, Hauptsache, das Publikum lacht.

**Doris:** Und der Satiriker?

**Andreas:** Dem Satiriker ist es egal, ob das Publikum lacht.

**Doris:** Was ist denn dein Ziel?

**Andreas:** Die Welt nicht schlechter zu machen, als sie ist.

**Doris:** Der Bundesrat versucht doch auch nur, die Welt zu verbessern.

**Andreas:** Du verstehst mich falsch. Ich versuche nicht, sie zu verbessern. Ich übe mich darin, sie nicht zu verschlechtern.

**Doris:** Das soll der Sinn des Lebens sein? Nichts falsch zu machen?

**Andreas:** Wir müssen im letzten Leben einiges falsch gemacht haben, sonst wären wir nicht hier.

**Doris:** Was war denn in deinem letzten Leben?

**Andreas:** Ein Mann namens Gerhard Hauptmann behauptet, ich sei im letzten Leben ein Bahnwärter namens Thiel gewesen und hätte meine Kinder umgebracht. Ich weiss aber nicht, ob das stimmt. Ich erinnere mich an nichts.

**Doris:** Und wenn wir im letzten Leben schon gute Menschen waren und es jetzt noch besser machen können?

**Andreas:** Wenn die Menschheit an etwas zugrunde geht, dann an Selbstüberschätzung.

**Doris:** Aber wir haben es doch in der Hand. Wir sitzen ja an den Hebeln der Macht.

**Andreas:** Gerade dort ist Selbstüberschätzung am gefährlichsten.

**Doris:** Wir versuchen, das Richtige zu machen.

**Andreas:** Ihr würdet besser versuchen, nichts Falsches zu machen.

**Doris:** Wo liegt der Unterschied?

**Andreas:** In dem, was dabei rauskommt.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Pinot underground

Von Peter Rüedi



Was hat Wein mit Rap zu tun? Im Prinzip wenig. Die Rap-Community spricht eher anderen Getränken zu als anspruchsvollem Pinot noir. Und doch nennt André Hueston Mack einen seiner Pinots aus dem Willamette Valley im Westen des am Pazifik gelegenen Bundesstaats Oregon «O.P.P.» – in Anspielung auf den Hit der Hip-Hopper Naughty by Nature. Deren Song heisst ausgeschrieben «Other People's Property», Macks Wein «Other People's Pinot», und seine Winery heisst Mouton Noir Wines. Das und die Rap-Anspielung lassen schon vermuten, wodurch sich André von 99 Prozent der amerikanischen Weinmacher unterscheidet – mir wenigstens ist kein anderer Produzent schwarzer Hautfarbe bekannt. Nach der Jahrtausendwende beschloss er, seinen Job als Broker bei Citicorp Investment Services aufzugeben und sich ganz seiner Leidenschaft zu widmen. Zuerst machte er als auch Sommelier eine steile Karriere (bis zum Head-Sommelier in Thomas Kellers New Yorker Toprestaurant «PerSe»). Doch er wollte ans Ziel seiner Wünsche: selber Wein machen, und zwar keineswegs Nina Simones «Lilac Wine» («sweet and heady, like my love»), sondern das burgundisch-elegante Ideal. Das hiess: ab an die Westküste, aber nicht ins Nappa Valley (wo er als Sommelier tätig war), sondern weiter nördlich nach Oregon, ins kühle Epizentrum des amerikanischen Pinots. 2007 gründete André «Big Mack» seine «Garagen-Kellerei», mit einem ziemlich einmaligen Link zwischen Wein und subkulturellem Lifestyle (neben dem Wein gibt's bei ihm eine T-Shirt-Linie). Nicht gerade das, was ein Europäer sich unter einem seriösen Weinbetrieb vorstellt. Allein: «O.P.P.» ist ein ernsthafter Pinot noir: lebendig, würzig, Blüten, Kräuternoten, Kirsche im Bouquet. Enorm frisch, gute Säure bei ziemlich viel Substanz. Wenn auch nicht so voluminös wie der «Oregogne» (André hat eine fatale Vorliebe für verbale Scherze auf der Etikette). Mir gefällt dessen weniger ambitionierter kleiner Bruder besser, und zwar nicht nur wegen des Preises (er kostet rund die Hälfte).

Mouton Noir Wines, Oregon, USA: O.P.P. 2013.  
Vinoversum, Neftenbach. Fr. 24.–. [www.vinoversum.ch](http://www.vinoversum.ch)

## Stadt, Land, Fluss

Was bringt die kulinarische Zukunft? Dieser Frage ging kürzlich ein «Cook-Tank» in München nach. Von David Schnapp



Hier kocht die Zukunft: «Brotzeiteller», Nenad Mlinarevic (r.), Küchen-Stillleben, Enten-Cracker.

Die Aufgabenstellung war schlicht, aber nicht einfach: Zum Thema «Stadt, Land, Fluss» sollten sieben Spitzenköche aus Deutschland und der Schweiz – alle ausgezeichnet mit einem bis zwei Michelin-Sternen – sowie drei Nachwuchshoffnungen ein Gericht präsentieren, das sie noch nie serviert hatten. Zum zehnten Mal organisierten die Macher des Online-Magazins *Sternefresser* die Koch- und Denkfabrik Cook-Tank, wo Küchenchefs mit Branchen- und Medienvertretern im kleinen Rahmen ins Gespräch kommen.

Nun ist «Stadt, Land, Fluss» zwar ein beliebtes Spiel, wenn man längere Autofahrten mit Kindern überbrücken muss. Doch als kulinarisches Leitmotiv wie zum Beispiel «Würzen mit ungewöhnlichen Zutaten» oder «Nose to Tail», die frühere Veranstaltungen geprägt hatten, eignet es sich nur bedingt. Manche der Köche, die ins Münchner «Dallmayr» gekommen waren, taten sich schwer, ein thematisch passendes Gericht zu kreieren. So kamen der Flusssaal und der Bachkrebs oft zum Einsatz, was auf die Dauer etwas fantasielos wirkte.

### Beliebigkeit der Küche

Heute sind die besten Produkte der Welt praktisch immer und überall verfügbar: Abalone, Seeigel, Yuzu, Wagyu-Rind, französischer Spargel oder spanisches Schwein. Man bekommt Gerichte mit diesen Zutaten in Basel ebenso wie

in New York oder in der deutschen Provinz. Die Austauschbarkeit hat in der Nova-Regio-Küche eine starke Gegenbewegung erhalten. Von Kopenhagen bis Lima suchen Köche nach den besten Zutaten, die aus ihrer Umgebung stammen. Beim Cook-Tank standen Michael Simon Reis, 32, aus dem niederbayerischen Waldkirchen und der Schweizer Nenad Mlinarevic, 34, Restaurant «Focus», Vitznau, für diese naheliegende Zukunft der Spitzenküche, die von der Fantasie der Küchenchefs lebt.

Reis servierte einen «Brotzeiteller», kombinierte Saibling mit fein geriebener Entenleber, Liebstöckel und Gurkenvinaigrette. Dazu gab es Laugenbrot und Starkbier. Mlinarevic zeichnete die Reise einer Ente aus der Stadt über den Fluss aufs Land nach, rief so Bilder aus seiner Zürcher Heimat ab und manifestierte sie in einem «Hot Duck» (Entenwurst im Sauerteig-zwiebelbrot), dazu gab es einen Cracker mit Enten-Paté sowie -brust und schliesslich Entenei mit Spinat, Kräutern und Buchweizen.

Wer sich durch die Wahl der Zutaten einschränkt, macht es sich zwar nicht leichter. Mit der nötigen Kreativität aber wird aus der Einschränkung ein Mehrwert für den Gast, weil er authentische Gerichte bekommt, die etwas zu tun haben mit dem Ort, an dem man sie isst.

Weitere Informationen zum Cook-Tank:  
[www.sternefresser.de](http://www.sternefresser.de)





Auto

## Preis pro PS

Kaum ein Sportwagen fährt so entspannt so schnell wie der Nissan GT-R. Und dies zu einem fast lächerlich tiefen Preis. *Von David Schnapp*

Man muss sich nicht zum Fenster hinauslehnen, wenn man behauptet, der Nissan GT-R sei eine Legende. Der japanische Sportwagen – quasi die automobilen Versinnbildlichung der Filmreihe «The Fast and the Furious» – wurde 2007 in Tokio präsentiert. Seither hat er sich Weltruhm erworben. Die Youtube- und Playstation-Generation weiss Bescheid: Reihenweise drehen sich die Baseballcaps, wenn man im GT-R durch die Stadt brummt.

### Nissan GT-R Track Edition

Leistung: 550 PS/404 kW,  
Hubraum: 3799 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 315 km/h  
Preis:  
Fr. 133 900.–;  
Testwagen:  
Fr. 133 150.–



Nirgendwo sonst gibt es einen so potenten und gut gemachten Sportwagen für so wenig Geld. Gemäss *Autobild* kostet beim Nissan GT-R (550 PS) eine Pferdestärke €175,27. Bei einem Porsche 911 Turbo (520 PS) liegt der Preis bei € 317,59. Und schliesslich gehört ein GT-R Nismo (600 PS, Fr. 133 900.–) zu den fünf schnellsten Autos, die je die berühmte Nordschleife des Nürburgrings absolviert haben – gleich hinter einem Lamborghini Aventador SV (Fr. 415 000.–) und einem Porsche 918 Spyder (€ 724 900.–). Am schnellsten war ein britischer Radical SR8, ein faszinierendes Auto, das im Alltag so praktisch ist wie eine aufblasbare Schwimmhilfe in der Wüste.

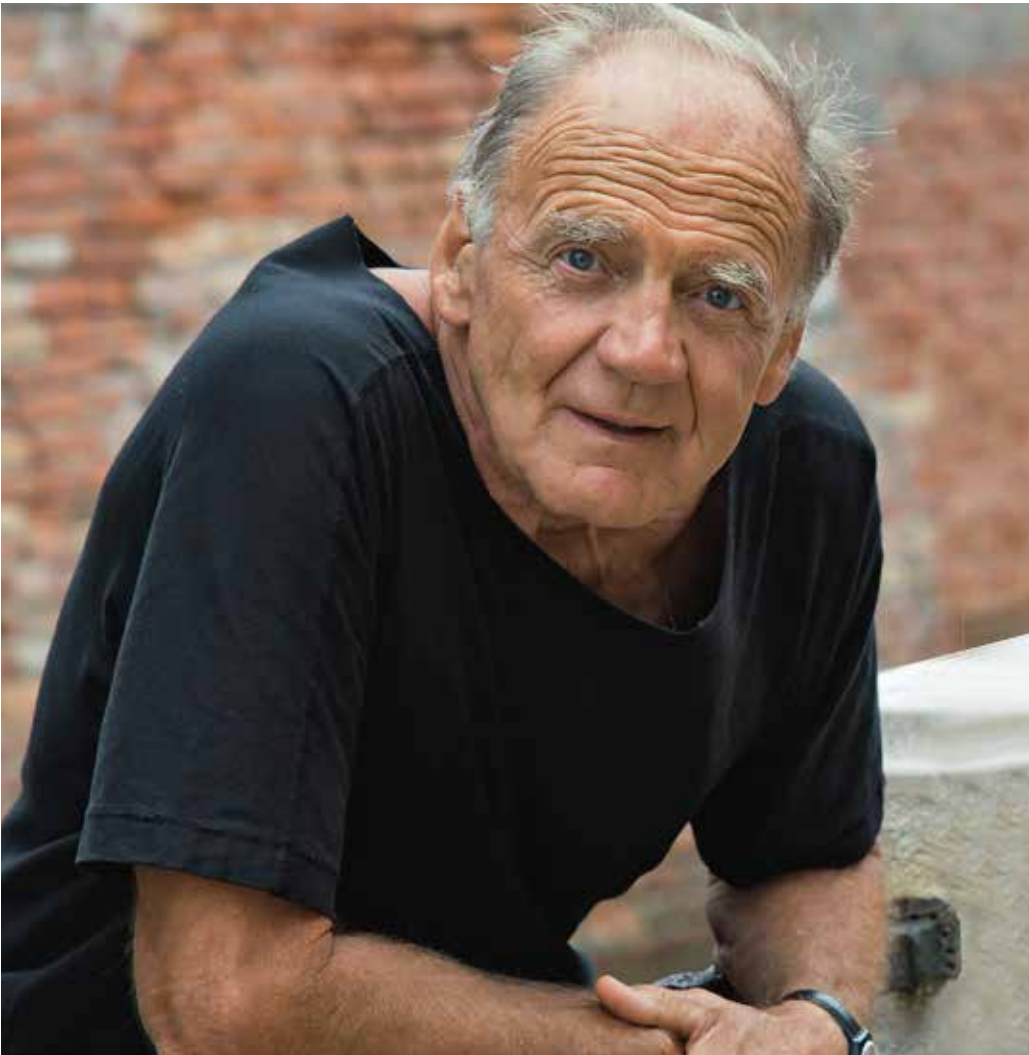
Der GT-R kostet in der Schweiz Fr. 116 900, sechs Jahre oder 60 000 Kilometer Garantie inbegriffen. Die kostenpflichtige Zusatzausrüstung hat im Prospekt auf ein paar Zeilen Platz, für das Geld bekommt man einen hochpotenten Sportwagen mit 3,8-Liter-V6-Motor, zwei Turboladern, Allradantrieb mit patentiertem Transaxle-Doppelkupplungsgetriebe an der

Hinterachse und eindrucklichen Daten: 550 PS bei 6400 Umdrehungen, 632 Nm maximales Drehmoment, von 0 auf 100 km/h in 2,7 Sekunden und 315 km/h Höchstgeschwindigkeit. Das Ganze verpackt in eine aggressive Form – ein Coupé mit 2+2 Sitzen und einem Kofferraum, der so gross ist wie jener eines VW Golf.

### Es macht nur «Wuhuhu»

Wir wollen nicht verheimlichen, dass es Dinge gibt, die man am GT-R kritisieren kann: etwa das rustikale Kunststoff-Interieur, die nervöse Lenkung mit den Dunlop-Spezialreifen, die in der Stadt jeder Rille nachlaufen. Andererseits: Selbst 250 km/h fühlen sich im Nissan GT-R vergleichsweise unspektakulär an. Das ist seine grösste Stärke. Es geht nicht nur darum, schnell zu fahren, es geht auch darum, wie man das tut. Der PS-Traum beschleunigt mit entspannter Selbstverständlichkeit. Egal, ob man aus dem Stand Gas gibt oder bei hoher Geschwindigkeit noch schneller werden will: Die Kraft kommt sofort, und sie scheint nie auszugehen. Dabei geben die vier Auspuff-Endrohre mit dem Umfang einer Radrennfahrerwade indes bloss ein fast müdes «Wuhuhu» von sich, der GT-R ist ein Beschleunigungs- und kein Klangwunder.

Kurz: Der Über-Nissan ist ebenso hochgeschwindigkeits- wie langstreckentauglich, optisch markant, aber akustisch absolut gesellschaftsverträglich.



«Damit habe ich nichts zu tun»: Schauspieler Ganz, 74.

MvH trifft

## Bruno Ganz

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit dem Schauspieler, der in Zürich keinen Filmpreis bekommt. Und die SP unterstützt.

Sie waren in den vergangenen Wochen in Mazedonien an einem Filmfest, hatten Auftritte in verschiedenen Schweizer Städten...» – «In Cannes hab ich Sachen gemacht, in Venedig; in Bitola haben sie mir den, wie heisst das, Lifetime Achievement Award [Preis für das Lebenswerk] gegeben – da muss man halt hin.» – «Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, geht der Prophet... Trotz Ihres Status reisen Sie an viele Veranstaltungen?» – «Was für ein Status?» – «Sie sind der Weltstar des deutschsprachigen Films und Theaters, oder?» – «Genauso der einzige Weltstar der Schweiz» – «Immerhin; aber Sie scheinen beweglich und unkompliziert.» – «Ich war grad beim Arzt, er hat mir eine Spritze ins Knie gegeben, damit ich mich weiter so bewegen kann.»

Bruno Ganz, 74, ist ein international tätiger Schweizer Schauspieler aus Zürich. Er spielte etwa in «Der Himmel über Berlin» von Wim Wenders, in «Vitus» von Fredi Murer oder in

Oliver Hirschbiegels «Der Untergang»; für seine Rolle als Adolf Hitler in diesem Film erhielt er von Kritikern mehrheitlich hohes Lob. Den längsten Teil seiner Laufbahn verbrachte Ganz in Berlin, als junger Mann war er Sympathisant der ausserparlamentarischen Linken sowie der Roten-Armee-Fraktion (RAF), doch er entfernte sich von der RAF, als deren Mitglieder Gewalttaten begingen. Er ist seit fünfzig Jahren verheiratet und hat einen Sohn mit seiner Frau, lebt aber seit längerem mit einer anderen Partnerin zusammen bei Wädenswil – wo er vor fünfzehn Jahren hinzog – und in Berlin. Zurzeit ist er in Schweizer Kinos im Film «Amnesia» zu sehen.

«Kommende Woche beginnt das Zurich Film Festival [das Gespräch fand am 22. September statt, im «Sprüngli» an der Löwenstrasse in Zürich]...» – «Damit habe ich nichts zu tun.» – «... was halten Sie davon?» – «Am Anfang hab ich's nicht richtig begriffen. Und dann hab ich gesehen, dass das eine seriöse Sa-

che ist, ein ernsthaftes Festival.» – «Von Bitola, Mazedonien, bekommen Sie einen Lifetime Achievement Award, von Zürich nicht...» – «Da bin ich schuld, weil ich mich am Anfang nicht gut benommen hab. Die sind auf mich zugekommen, aber ich hab gedacht, das sind verwöhnte, reiche Leute; Leute, die in der Mode sind. Ich hab gesagt: «Lasst mich in Ruhe.» Und das haben sie gemacht.»

«Sie waren politisch radikal und sind früh weggegangen aus der Schweiz. Seit Sie retour sind, sind Sie ein Establishment-Liebling geworden.» – «Das hör ich zum ersten Mal, aber es kann sein. Man weiss nie, was für Leute einen gut finden.» – «Sie unterstützen einen, den Sie aus Berlin kennen, der SP-Nationalrat werden will.» – «Haha, schreiben Sie: «Bruno Ganz lacht.» Ich wusste schon, dass das so erscheint. Aber ich kümmerge mich nicht um die Karriere von Tim Guldemann, obwohl ich ihm wünsche, dass er alles erreicht, was er erreichen möchte. Wir haben im Schloss in Au über die Schweiz geredet, wie das ist, wenn man lange weg war, und wie man die Schweiz dann sieht... Ich hab schon kapiert, dass er das instrumentalisiert für seinen Wahlkampf, aber ich hab gesagt: «Okay, dann machen wir das.» Es ist mir egal, und die SP ist mir lieber als der Blocher [«Bruno Ganz stand den Nationalratskandidaten der Sozialdemokratischen Partei Julia Gerber Rüegg und Tim Guldemann Red und Antwort. Ihn auf SP-Linie festzulegen, gelang den beiden nicht.» Zürichsee-Zeitung].»

«Sie geben ein Interview, das in der Weltwoche erscheint – Sie sind liberal im Wortsinn.» – «Ich bin in einer Phase, in der ich nahezu alles mache, um das mich Ruth Waldburger bittet [«Amnesia»-Produzentin].» – «Wie, finden Sie, soll die Schweiz mit Flüchtlingen umgehen?» – «Das betrachte ich natürlich im Hinblick auf Deutschland. Weil es so aussieht, als trage Deutschland die Hauptlast und werde diese auch weiter tragen. Was man im Moment sieht von deutscher Seite, ist bewegend und auch erfreulich. Weil offenbar ein Teil der besser gebildeten Bevölkerung sich erinnert, dass wegen der Geschichte eine Verpflichtung besteht, sich gegenüber Flüchtlingen anständig zu benehmen und zu helfen, solange es geht. Aber es wird eine Zeit geben, wenn sozusagen die Mühen der Ebene erreicht werden – mal sehen, was dann passiert.» – «Und in der Schweiz?» – «Wir haben schon einen Viertel Ausländer, es ist eine andere Situation. Und bei uns funktioniert das, was man Integration nennt, viel besser als in Deutschland.»

«Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Ah, ich hab ein wichtiges Projekt: Im nächsten Sommer, in Deutschland, eine Sache zwischen einem Elfjährigen und mir, ein Kinofilm.»

Sein liebstes Restaurant: «Ich koche selber und habe keinen richtigen Überblick; das «Horváth» ist das beste, das ich bis jetzt kennengelernt hab.»

«Horváth», Paul-Lincke-Ufer 44a, Berlin, Tel. +49 30 61289992

1		2		3		4	5		6	7	8		9
						10		11					
12	13		14						15			16	
17						18							
	19												
						20			21	22			
23		24		25					26				
27						28				29	30		
31			32		33				34				
		35				36				37			
38										39			
		40							41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Bei ihr denkt man an Rücksichtslosigkeit  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 So eine Art lebendes Requisit, das nicht viel zu sagen hat, wenn überhaupt. 6 Es ganz ohne Druck zu lesen ist ja auch schön. 10 So populär wie ein Emmentaler, aber ein Engländer. 12 Es steht vor der Schlange, reglos, fast wie im Stau. 15 Keine Kalaschnikow, aber ebenso russisch und tödlich. 17 Keine Ionische Säulen sondern Ionische ..., die Chemiker kennen. 18 Wegbringen oder weggehen? Die Frage stellt sich nicht. 19 Die Entfernung kommt uns astronomisch vor. 20 Akademiker mögen bei dem Hohlraum an eine Haar denken. 23 Keine Legende: Luzern, das war sein Werk. 26 Diese Angehörigen der (Schweizer) Armee sind, man muss es sagen, ziemlich beschränkt. 27 Das platte Mass mit Ausmass kommt besonders Schweizern zupass. 28 Zu seinen Eigenschaften gehören etwa: locker, friedliebend, lustvoll, ruhig. 31 So eine Art Gouverneur, doch lange ist es her (Persisches Reich). 34 Benötigt werden dazu genau neun Ausführende. 35 Ohne ihn herrschte unter uns ein ziemliches Chaos. 37 Zu ... – könnte dann auch ein Trio sein. 38 Wilde Furie und göttliche Rächerin, und sie ist nur eine von drei Schwestern. 39 Grün, Grau oder Schwarz – damit dann ein Baum. 40 Im Südpazifik kennt man sie auch unter den Namen Nitendi oder Nendo. 41 Sie sind da zum Werken, Wirken und (auf einen) Wirken lassen.

**Senkrecht** — 1 Der bekannte Strauch aus den Anden gibt sich deutsch. 2 Türk, so dann wirklich türkisch, also: Freizeitpark in Istanbul. 3 Von Böhmen, die böhmische Prinzessin, 13. Jahrhundert. 4 Mit grösseren Flecken, da hilft kein Reinigungsmittel. 5 Ringe als wichtige Dinge: gilt mehrfach besonders für sie. 6 Sobald Briten etwas begrenzen, kommt es so heraus. 7 Wer redet schon von 0,136 Tonnen Rohöl. 8 Das Château und die Gemeinde: Namensvetter im Kanton Waadt. 9 Sippenverband, vor allem in Deutschland bekannt. 11 Sie lässt auf eine Normalisierung schliessen. 13 Der römische Kubikfuss passt zum antiken Gefäss. 14 Namentlich Emir der Idrisiden und König von Libyen. 16 Zu 5 senkrecht passend, wenn gar nichts mehr läuft. 21 Erst wenn man es zusammensetzt wird es eigen. 22 Reisenden sind sie am ehesten bekannt. 23 Sie haben nur sprichwörtlich mit einem Schrank zu tun. 24 Kann sein, dass sie aus Riga kommt, oder aus Jelgava. 25 Das bisschen Nass rührt von viel Spass, oder ganz im Gegenteil. 29 Intersection in Basel, Richard aus den USA lässt grüssen. 30 Vervielfachte Art und Weise sich auszudrücken. 32 Es hat Hufe und steckt in der Entwicklungsstufe. 33 So wird der Wald zur walliserischen Sprachgrenze. 36 Womit das Nahe halt doch nicht ganz zu fassen ist.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 435**

	P	R	E	S	S	E	E	Z	U	R	U	F	
P	A	U	L	A	P	I	L	E	N	O	T	A	
I	D	E	I	A	I	N	F	L	A	T	I	O	N
E	G	O	L	D	K	U	E	S	T	E	P	T	
P	O	E	T	R	I	N	T	A	R	S	I	A	
L	A	E	R	T	N	I	K	I	A	S			
P	I	R	A	N	H	A	S	E	R	I	E	I	
V	I	T	A	A	D	A	R	E	G	G	E		
B	E	E	L	Z	E	B	U	B	E	F	E	U	
U	N	F	A	I	R	R	A	S	I	E	R	E	N
R	E	N	D	L	O	S	K	A	R	I	N		
G	A	N	T	E	T	R	I	O	N	E	G		

**Waagrecht** — 1 PRESSE 7 ZURUF 12 PAULA  
 13 PILE (engl. f. Haufen, hohes Gebäude; Norman: brit. Architekt) 16 NOTA (it. f. Bemerkung) 17 IDEIA (port. f. Idee, Vorstellung) 18 INFLATION 20 GOLDKUESTE 22 PT (Abk. f. Partnertausch) 23 POET 25 INTARSIA 27 AERT (Rate) 29 NIKIAS (griech. Politiker und Heerführer) 30 PIRANHA 33 SERIE 34 VITA 35 ADAR (6. Monat im jüdischen Kalender) 37 EGGE 39 BEELZEBUB 41 EFEU 42 UNFAIR 43 RASIEREN 45 ENDLOS 46 KARIN 47 GANT (Versteigerung, Weiler bei Zermatt) 48 TRIO 49 NEG (-er)

**Senkrecht** — 1 PAD 2 RUEGE 3 ELIOT 4 SAAL 5 EPIK (Gattung der Literatur) 6 ELFEN 8 UNTERKIEFER 9 ROI (franz. f. König) 10 UTOPIA (Traumland mit idealen Zuständen) 11 FANTASIE 12 PIEP 14 INUIT (indigene Volksgruppen) 15 ELSTNER 19 ATAIR 21 DREH 24 OLIVEN 26 SIEGERIN 27 ANAZID 28 RAAB 31 RIEFEN 32 ATLANT (Gebälkträger) 33 SABA (Königreich im Altertum) 36 DURST 38 GUENE (Guène, franz. Autorin, Paradiesische... = Buchtitel) 39 BURG 40 ERLE 41 EIAO 44 SKI

**Lösungswort** — ZERSTREUUNG



EMS – Innovativ, weltweit  
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
 Hochleistungspolymere  
 Spezialchemikalien



# source

## ETF-Innovation

Dank unserer Unabhängigkeit können wir mit führenden Investmentpartnern kooperieren und so frische Ideen in den ETF-Markt bringen. Ob Sie auf der Suche nach einer neuen Anlageidee sind oder nach einem besseren Ansatz für eine alte Idee suchen, probieren Sie Source, die ETF-Innovatoren.

Sprechen Sie mit Ihrem Finanzberater und besuchen Sie [www.sourceetf.ch](http://www.sourceetf.ch) um zu erfahren, wie ihr Portfolio von Source-Produkten profitieren könnte.

## sourceetf.ch

**Die von Source angebotenen Produkte setzen ihr Kapital Risiken aus.  
Anleger erhalten den ursprünglich investierten Betrag möglicherweise nicht zurück.**

Source ETFs sind UCITS-konform. Sie sollten eine Transaktion erst dann vornehmen, wenn Sie sich der damit verbundenen Risiken vollständig bewusst sind und eigenständig festgestellt haben, dass das Geschäft für Sie geeignet ist. Sie sollten vor der Investition alle relevanten Prospektinformationen lesen. Die Prospekt Dokumente beschreiben die Struktur, Risiken und verbundenen Kosten von Source-Produkten und sind unter [www.SourceETF.ch](http://www.SourceETF.ch) erhältlich. Diese Anzeige wurde von der Source Schweiz GmbH, Kappelerstrasse 11, 8001 Zürich, herausgegeben. Die Source Schweiz GmbH ist von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) als Vertriebsträger zugelassen und untersteht deren Aufsicht.